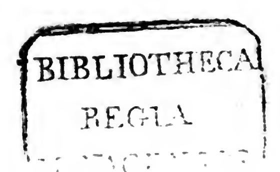
Das Blumenkörbc... oder: Ehrlich währt am längsten

Christoph Schmid



I. Kapitel.

Das Geburtsfest.

„Uebermorgen ist unsrer lieben Gräfin Amalie Geburtsfest," sagte Marie, die fünfzehnjährige Tochter des Pachtgärtners Jakob Rodn zu Eichburg, zu ihrem Vater. „Wie gerne möchte ich dem gnädigen Fräulein diesmal ein recht hübsches wenn auch einfaches Geschenk bringen, da sie gegen mich immer so gut und freundlich ist!" Bei einigem Nachdenken fand sie, — und auch der Vater gab ihr darin Recht — daß ein Blumenstrauß, weil sie einen solchen schon so oft gebracht, gar nichts Besonderes wäre, und zerbrach sich beinahe das Köpfchen, um herauszubringen, was für ein Angebinde wohl das passendste wäre. Da rief sie plötzlich, vor Freuden in die Hände klatschend: „Ich hab's, ich hab's! Das muß gewiß recht sein. Aber Ihr, lieber Vater, müßt mir nicht böse sein, wenn ich das schöne Arbeitskörbchen, das Ihr mir zu Liebe vergangenen Winter gefertigt, nun hergeben will. Ich trenne mich zwar nicht so leicht von diesem Eurem Geschenke, aber ich weiß einmal nichts Besseres und die gräfliche Familie verdient so sehr unsern Dank." —

„Beruhige dich, gutes Kind," sprach Vater Jakob, „ich kann dir ja wohl wieder ein anderes solches Körbchen verfertigen. Die Hauptsache ist, daß du recht viele Freude damit aufhebest, drum will ich dir behilflich sein, dasselbe auch des Festes würdig auszuschmücken." Beide beschlossen nun, das an sich sehr geschmackvolle Arbeitskörbchen mit Blumen zu füllen und der Vater versprach, um die Zierde zu vollenden,

noch Amaliens Namenszug und Familienwappen in das Körbchen einzuflechten.

Mit kindlicher Sehnsucht sah Marie dem Tage entgegen, an dem ihr gutes Herz hoffte, der jungen Gräfin, die ihr nicht so fast eine liebende Gönnerin, als Freundin und Gespielin war, eine Freude zu bereiten. Ach, der tägliche Umgang mit ihrem braven, rechtschaffenen Vater, und der bisweilige Verkehr mit der Familie des Grafen von Eichburg waren ja die einzigen Blumenquellen in Mariens Kindheit; denn die Mutter war ihr längst gestorben, schon ehe das Töchterlein sein fünftes Jahr erreicht hatte, und nur eine traumesgleiche Erinnerung in ihrem Herzen zurückgeblieben. So lebte sie mit ihrem Vater, der sie fromm und christlich erzog und seine mit gottesfürchtigem Ernste gepaarte Liebe diesem seinem einzigen Kinde ganz zuwendete, unter den Beschäftigungen des Hauses und Gartens auf dem Pachtgütchen fort, das der edle Graf von Eichburg, dessen Diener und Reisegefährte Jakob in jüngeren Jahren gewesen, ihm in Anerkennung treu geleisteter Dienste auf Lebenslang unentgeltlich überlassen hatte. Vater Jakob hatte unter den tausend Gefahren, womit das Leben die guten Grundsätze einer sorgfältigen Erziehung im jugendlichen Herzen bedroht, sein Inneres rein erhalten und den gesunden Kern einer ungeheuchelten, wahren Gottesfurcht, sich bewahrt für solche Lebenstage, durch deren Stürme nur festes Gottvertrauen und tief in der Ueberzeugung wurzelnde Religiosität den Erdenpilger sicher zu führen vermag, während er ohne diese heiligen Ankerstützen ein Raub umnachtender Verzweiflung werden muß. Es war daher in Absicht auf die Erziehung seiner Tochter sein heiliges Streben, ihren natürlich reinen Sinn vor jedem Anhauche eitler Weltlust zu beschirmen und ihr Herz in den strengsten Grundsätzen der Gottesfurcht und Rechtschaffenheit zu befestigen.

Endlich war der ersehnte Geburtstag der jungen Gräfin erschienen, und das für sie bestimmte Geschenk aus Jakobs kunstgewandten Händen harrte fertig der Ueberbringerin. Diese hatte in der Frühe des Morgens die vollsten Rosen, die schönsten weißen, rothen und blauen Levkojen, prächtige Nelken und Goldlack und andere schöne Blumen gepflückt und ordnete sie jetzt mit grünem Laubwerk geschmackvoll in das Körbchen, dessen Seiten sie mit einem leichten Gewinde von Rosenknospen und Moose umschlang. Amaliens Namenszug aber umgab sie mit einem Kränzchen von Vergißmeinnicht.

Als Marie mit dem Körbchen auf das Schloß gekommen war, überreichte sie es unter den herzlichsten Glückwünschen der Gräfin Amalia. Diese zeigte sich von dem niedlichen Angebinde hocherfreut, nahm Marien freundlich bei der Hand und führte sie eine Treppe höher in das Zimmer ihrer Mutter. „O sehen Sie doch, Mama," rief sie schon unter der Zimmerthüre, „was für ein schönes Geschenk mir Marie brachte. Ein schöneres Körbchen haben Sie wohl nie gesehen, und schönere Blumen gibt es wohl auch nicht. Es ist, als ob das gute Kind sein ganzes Gärtchen geplündert hätte, um mir Freude zu machen."

Das Blumenkörbchen gefiel auch der Gräfin sehr wohl und brachte der guten Marie großes Lob. Die Gräfin hieß das Mädchen ein wenig warten und winkte Amalien, ihr in das Nebenzimmer zu folgen. Mutter und Tochter beriethen sich nun wegen einer Belohnung, die sie Marien dafür reichen wollten, und diese entschied sich, mit Erlaubniß der Mutter, ihr ein Kleid zu geben, das noch fast neu und sehr hübsch, nur für Amalien bereits zu klein geworden war. Diese rief nun Marien wieder zu sich in ihr Zimmer und befahl ihrem Kammermädchen, das Kleid zu holen. Jettchen — so hieß das Mädchen — blieb

stehen und sagte: „Das Kleid werden Euer Gnaden heute ja wohl nicht anziehen?“ — „Nein!“ sagte Amalia, „ich werde es Marien schenken.“ „Das Kleid?“ rief Jettchen schnell. „Weiß das aber auch die gnädige Mama?“ — „Bringe du das Kleid,“ sagte Amalia ernst, und für das Uebrige laß mich sorgen.“

Jettchen wandte sich schnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und ging. Ihr Angesicht glühte vor Zorn. Zornig riß sie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kasten. „Wenn ich nur alle sogleich zerreißen dürfte!“ sagte sie. „Das verwünschte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunst meiner Herrschaft hat sie mich ohnehin schon gebracht, und nun stiehlt sie mir noch obendrein dieses Kleid ab; denn die abgelegten Kleider gehören von Rechtswegen mir. O, die Augen könnte ich der verhaßten Blumenkrämerin auskratzen!“ Indeß verbiß Jettchen ihren Zorn, so gut sie konnte, stellte sich, wie sie in das Zimmer trat, freundlich an und übergab Amalien das Kleid.

Die junge Gräfin reichte dasselbe nun Marien mit der Bitte, es zum Andenken an sie anzunehmen, und Marie, innig erfreut, küßte Amalien die Hand und ging. Als sie mit dem schönen Kleide nach Hause kam, zeigte der Vater über das Geschenk keine besondere Freude. Sein graues Haupt schüttelnd sagte er: „Du hättest mir das Körbchen lieber nicht in's Schloß getragen. Das Kleid ist mir, als ein Geschenk von unserer gnädigen Herrschaft zwar sehr schätzenswerth; allein ich fürchte, es möchten Andere auf uns neidisch, und was das Schlimmste wäre dich eitel machen. Nimm dich daher doch recht in Acht, liebe Marie, daß Eitelkeit deinen unbefangenen Sinn nicht umstricke; denn Bescheidenheit und Sittsamkeit sind ein schönerer Schmuck für ein Mädchen als der schönste, auserlesenste Anzug.“

II. Kapitel.

Der entwendete Ring.

Marie hatte eben das schöne Kleid anprobirt, und dann sorgfältig zusammengelegt in den Kasten verschlossen, als die junge Gräfin blaß und zitternd und fast athemlos in das kleine Stübchen kam. „Um Gotteswillen, Marie," sprach sie, „was hast du gemacht? Der Diamantring meiner Mutter ist weg! Niemand kam in das Zimmer, als du. O gib ihn doch geschwinde her, sonst gibt es eine schreckliche Geschichte."

Marie erschrack, daß sie todtenbleich wurde. „Ach Gott!" sagte sie, „was ist das! Ich habe den Ring nicht. Ich habe in dem Zimmer nicht einmal einen Ring gesehen. Ich kam nicht von dem Plätzchen, auf dem ich stand."

„Marie," sagte die Gräfin Amalie wieder, „ich bitte dich um deiner eigenen Wohlfahrt willen, gib mir den Ring. Er hat einen Werth von tausend Thalern. Du wußtest dieses nicht, sonst würdest du ihn sicher nicht genommen haben. „Gib ihn mir und Alles soll dir als ein jugendlicher Unverstand verziehen werden."

Marie fing an zu weinen und betheuerte, daß sie nichts von einem Ringe wisse, daß sie sich Fremdes niemals auch nur anzurühren getraut habe. Mittlerweile trat der Vater in das Stübchen, der im Garten beschäftigt die junge Gräfin so eilfertig hatte in's Haus gehen sehen. „Gott im Himmel, was ist das?" rief er, als er vernommen, wovon die Rede sei. Der gute Mann mußte sich an der Tischecke halten und auf die Bank niedersetzen; so sehr hatte der Schrecken seine Glieder gelähmt. „Kind," sprach er, „denke an das göttliche Gebot: Du sollst nicht stehlen! Für eine solche That sind wir nicht blos den Menschen, sondern auch dem höchsten Richter verantwortlich, der in

alle Herzen blickt, und vor dem kein Läugnen und keine Ausflucht gilt. Hast du, geblendet von dem Glanze des Goldes und der Edelsteine, Gottes und Seiner heiligen Gebote vergessen und dich meiner väterlichen Ermahnungen im Augenblicke der Versuchung nicht mehr erinnert: o so läugne es nicht, bekenne es und gib den Ring zurück. Das ist der einzige Weg, den Fehler gut zu machen, so viel dieses noch möglich ist."

Marie sagte weinend und schluchzend: „O gewiß, Vater, gewiß — ich habe nichts von einem Ringe gesehen. Wenn ich einen solchen Ring auf der Gasse gefunden hätte, würde ich nicht geruht haben, bis ihn der Eigenthümer wieder bekommen hätte. Gewiß, ich hab' ihn nicht!"

Der Vater fuhr fort in Marien zu dringen, er beschwor sie bei Gott und allen Heiligen die Wahrheit zu sagen, und sein Haupt, das in Ehren grau geworden, nicht vor Herzeleid unter die Erde zu bringen. Marie konnte nichts mehr zur Betheuerung ihrer Unschuld hinzufügen. Mit weinenden Augen blickte sie zum Himmel, erhob die gefalteten Hände und rief: „Gott weiß, ich habe den Ring nicht! So gewiß ich selig werden will, so gewiß habe ich ihn nicht."

„Nun," sagte der Vater, „so glaub' ich es auch, du hast ihn nicht. Denn so würdest du vor Gottes Angesicht, vor der edlen Gräfin hier und vor deinem alten Vater nicht lügen. Und da du, wie ich fest glaube, unschuldig bist, so bin ich ruhig. Sei du es auch, Marie, und fürchte nichts. Es gibt nur ein einziges wahres Uebel in der Welt, das wir zu fürchten haben, und das ist die Sünde. Kerker und Tod sind nichts dagegen. Was nun auch über uns kommen wird, und wenn uns auch alle Menschen verlassen und wider uns sein werden: so haben wir doch Gott zum Freunde, und Der rettet uns gewiß und bringt unsere Unschuld hier oder dort an den Tag."

Die junge Gräfin wischte sich eine Thräne von der Wange und sagte: „Wenn ich euch, ihr lieben Leute, so reden höre, so glaube ich es freilich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Und doch scheint es nicht anders möglich, als daß ihr ihn habt. Meine Mutter weiß das Plätzchen auf ihrem Arbeitstischchen, wo sie den Ring hinlegte, gerade bevor ich mit Marien ins Zimmer trat, bestimmt. Keine Seele kam sonst ins Zimmer. Daß ich nicht an das Tischchen hinkam, wird Marie selbst bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer; vor und nach ihr kein Mensch. Nachdem wir fort waren, schloß meine Mutter die Thüre, um sich anders anzukleiden. Da sie angekleidet ist, und nur noch den Ring anstecken will — so ist er weg! Zum Ueberflusse durchsuchte meine Mutter noch selbst das ganze Zimmer. Sie brauchte noch die Vorsicht, und ließ Niemanden von unsern eigenen Leuten, nicht einmal mich in das Zimmer, bis sie Alles mehrmals durchsucht hatte. Allein vergebens! Wer kann nun den Ring haben?“ —

„Das begreife ich auch nicht!“ sagte der Vater. „Gott hat uns eine schwere Prüfung zugedacht. Doch, was da auch über uns verhängt sein sollte„ — sagte er mit einem Blicke zum Himmel — „sieh, Herr, hier bin ich! Nur Deine Gnade gib mir, o Gott, und es ist mir genug.“

Der jungen Gräfin war recht schwer ums Herz. „Ach,“ sprach sie, „das ist mir ein trauriger Geburtstag! Es wird eine böse Geschichte geben. Meine Mutter hat zwar noch keiner Seele ein Wort davon gesagt, als mir, um Marie nicht unglücklich zu machen. Allein länger läßt die Sache sich nicht mehr verheimlichen. Meine Mutter muß den Ring heute tragen. Mein Vater, den wir heute auf Mittag aus der Residenz erwarten, würde ihn sogleich vermissen

Er hat ihn ihr an dem Tage verehrt, da ich zur Welt kam. Sie trug ihn noch jedesmal an meinem Geburtstage. Sie erwartet, daß ich ihn gewiß bringe!" — — „Lebt wohl!" sagte Amalia noch. „Ich will es wohl sagen, daß ich euch für unschuldig halte; aber wird man mir es auch glauben?" Sie ging traurig und mit Thränen in den Augen zur Thüre hinaus. Vater und Tochter waren zu bestürzt, als daß Eines sie hätte begleiten können.

III. Kapitel.

Die Festnehmung.

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß der alte ehrliche Jakob auf der Bank und blickte nachdenkend zur Erde, während stille Zähren über seine bleichen Wangen flossen. Marie fiel vor ihm auf die Kniee, sah weinend zu ihm auf und sagte: „O Vater, gewiß, ich bin an der ganzen Geschichte unschuldig. Gewiß, ich bin unschuldig!" Der Vater hob sie auf, blickte ihr lange in die blauen Augen und sagte dann: „Ja, Marie, du bist unschuldig. So redlich und treuherzig kann einen die Schuld nicht anblicken."

Er tröstete sie in ihrem Kummer und mahnte sie zum unerschütterlichen Vertrauen auf Gott, ohne dessen heiligen Willen kein Haar von des Menschen Haupte fällt. Er beschwor sie, nur immer der Wahrheit genau treu zu bleiben und ihr Gewissen nicht zu verletzen. „Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden, gute Marie!" sprach er; „halte dich darum desto fester an deinen Vater im Himmel. Er der mächtige Beschützer der Unschuld kann dir nicht genommen werden."

Jetzt ward plötzlich die Thüre aufgerissen — der Justizamtmann, der Aktuar und mehrere Gerichtsdiener traten in das Stübchen. Marie that einen lauten

Schrei und umfaßte ihren Vater mit beiden Armen. Auf einen Wink des Amtmannes rissen sie die Gerichtsdiener mit Gewalt von der Seite ihres Vaters und fesselten sie. Ohnmächtig ward sie fortgeschleppt. Auch der alte Jakob wurde festgenommen, während der Amtmann mit dem Actuar das ganze Haus auf das sorgfältigste durchsuchten. Als man Vater und Tochter auf die Straße herausbrachte, hatte sich bereits eine Menge Menschen vor dem kleinen Gärtnerhause eingefunden und es gab ein Gedränge, als stände es im Brande; denn die Geschichte von dem Ringe hatte sich wie ein Lauffeuer durch den ganzen Flecken verbreitet. Nun hörte man, wie es bei dergleichen Anlässen zu geschehen pflegt, die verschiedensten Urtheile. Einige, boshaft und schadenfroh, und, weil Jakob und Marie durch Fleiß und Sparsamkeit sich sehr gut fortbrachten, voll Neides, sagten: „Nun weiß man doch, woher ihr Vermögen kommt. Vorher konnten wir es nicht begreifen. So aber ist es keine Kunst, besser zu leben und sich schöner zu kleiden, als andere ehrliche Leute im Orte.“ Andere, deren auch die meisten waren, hatten ein aufrichtiges Mitleiden mit dem ehrlichen Jakob und seiner guten Tochter und wollten an ihre Schuld nicht völlig glauben. Die Kinder des Ortes aber standen ganz betrübt umher und sagten weinend: „Ach, wenn man sie einsperrt, so kann uns ja Vater Jakob kein Obst und die gute Marie keine Blumen mehr geben. Man sollte dies nicht thun!“

IV. Kapitel.

Das Gefängniß.

Als Marie, die man halb ohnmächtig in das Gefängniß gebracht hatte, zu sich selbst kam, weinte und schluchzte sie, rang die Hände, betete und sank dann,

vom Uebermaße der Angst, des Schmerzes und der Thränen erschöpft, auf ihr Strohlager, bis ein sanfter Schlaf ihre müden Augenlieder schloß. Des Nachts erwachte sie und wußte nicht sogleich, wo sie war. Endlich kehrte die schreckliche Erinnerung an die letzten Vorgänge in ihre Seele zurück und das fürchterliche Rasseln ihrer Ketten überzeugte die Arme von der schauerlichen Wirklichkeit. In namenloser Angst sank sie auf ihre Kniee nieder und hob inbrünstig betend ihre Hände zum Vater aller Wesen empor, dessen allgegenwärtiges Auge auch durch die starre Finsterniß, die sie umgab, auf die Unschuld schützend herniederblickte. Sie gedachte ihres geliebten Vaters, und ein Strom von Thränen floß aus ihren Augen, als wollte er nimmer versiegen.

Da schien mit einem Male der Mond, den bisher schwere Gewitterwolken bedeckt hatten, durch das kleine schwarze Eisengitter in ihren Kerker und ließ sie im Widerscheine seines hellen Lichtes das enge trostlose Gemach dessen vier Wände aus rohen Ziegelsteinen, das kleine Mäuerlein in der Ecke, welches die Stelle des Tisches versah, den irdenen Krug und das irdene Schüsselein, die auf dem Mäuerchen standen, deutlich erkennen. Das freundliche Mondlicht erschien ihr als ein Bote des Trostes aus höheren Sphären und allmählig ergoß sich himmlische Ruhe, die Begleiterin der Unschuld und Hoffnung, in ihr Herz. „In solchem Glanze," sprach sie, „wie du, lieber Mond, jetzt durch die Wolken brachest, wird auch meine Unschuld wieder neu erstrahlen, nachdem der liebe Gott eine schwere Wolke bösen Verdachtes über mir hinweggezogen."

Unter lieblichen Bildern, den Verheißungen ihres guten Gewissens und festen Gottvertrauens, entschlummerte Marie auf ihrem Bund Stroh von Neuem und ein sanfter Traum, in dem sie einen wunderschönen

mondbeglänzten Garten und darin ihren Vater erblickte, der ihr heiter lächelnd zuwinkte; tröstete und erheiterte die Arme, und stärkte sie zur Ertragung fernerer Prüfung, die der Unerforschliche noch über ihr Haupt verhängte.

V. Kapitel.

Vor Gericht.

Kaum war Marie erwacht, so trat ein Gerichtsdiener ins Gefängniß und führte sie vor Gericht. Ein Schauder überlief sie, als sie in die düstre, hochgewölbte Gerichtsstube mit den alterthümlichen Fenstern voll kleiner sechseckiger Scheiben hineintrat. Der Amtmann saß als Richter in einem großen mit blutrothem Tuche überzogenen Armsessel; der Aktuar mit der Feder in der Hand an einem ungeheuren Schreibtische, der vor Alter bereits schwarz aussah. Der Richter legte ihr eine Menge Fragen vor; Marie beantwortete sie alle der Wahrheit gemäß. Sie weinte, jammerte, betheuerte ihre Unschuld; umsonst, der Richter schenkte ihr keinen Glauben. Endlich sagte er: „Man hat den Ring in deinen Händen gesehen, und du willst noch leugnen?“ „Marie betheuerte, das sei unmöglich.“ Der Richter klingelte hierauf, und — die Kammerjungfrau des Schlosses, Jettchen trat herein.

Sie war es, die in ihrem grimmigen Zorne wegen des Kleides und aus Haß gegen Marien den Verdacht der Leute im Schlosse auf das arme Gärtnermädchen gelenkt hatte. Die Wahrheit ihrer hingeworfenen Worte sollte sie jetzt vor Gericht bestätigen. Wohl bebte sie im Innern, als der Richter sie aufforderte, vor Gott die Wahrheit zu bekennen; aber sie wollte nicht gelogen haben und ihre Verdorbenheit behielt die Oberhand. Sie bestand auf ihrer Lüge und sagte Marien frech unter das Gesicht: „Du hast den Ring; ich habe ihn bei dir gesehen.“

Der Eindruck dieser Bestimmtheit, womit Jettchen ihre Aussage vorbrachte, auf Marien war erdrückend, doch schmähte sie nicht; sie weinte nur und sagte mit von Thränen halb erstickter Stimme: „Es ist nicht wahr; du sahst den Ring nicht bei mir. Wie magst du so entsetzlich lügen! Was hab' ich dir gethan, daß du mich so unglücklich machen willst?" — Jettchen blieb ungerührt und beharrte auf ihren Worten.

„Du bist überwiesen!" sagte der Richter jetzt zu Marien. „Alle Umstände sind gegen dich. Die Kammerjungfer der jungen Gräfin hat den Ring sogar in deinen Händen gesehen. Nun sag' an, wo du ihn hingethan hast."

Maria betheuerte hoch und theuer, sie habe ihn nicht. Da ließ nach der barbarischen Sitte einer Zeit, die keine Schonung gegen Angeklagte, in der Rauhheit der Behandlung keinen Unterschied des Geschlechtes kannte, und das Recht gewöhnlich von vorne herein dem Kläger zusprach, das unglückliche Mädchen schlagen bis auf's Blut. Mariens Schmerzensrufe, ihre Thränen und Bitten zum Himmel, die immer wiederholten Betheuerungen ihrer Unschuld vermochten nicht die eisigen Herzen der Männer des Gerichts zu schmelzen. Sie erlitt grausame Mißhandlung. Blaß, zitternd, blutend wurde sie endlich wieder ins Gefängniß geschleppt, — Leiden preisgegeben, deren Schilderung mir der mitleidige Leser gerne erlassen wird.

Des andern Tages ließ der Richter Marien wieder vor Gericht bringen. Nach vergebens aufgebotener Strenge versuchte er nun durch Milde und freundliche Versprechungen ein Geständniß herauszubringen. Da Marie bei ihrer ersten Aussage blieb, erwähnte der Richter ihres Vaters, den sie ja, wie er wußte, über Alles liebte, und sagte: „Denk an das graue Haupt deines Vaters! Willst du es blutend unter der Hand des Henkers fallen sehen? Wer, als er, kann dich be-

redet haben, so hartnäckig zu leugnen? Meinst du nicht, daß es ihm auch den Kopf kosten könnte?“ Marie erschrack über diese Worte, daß sie fast umsank. „Bekenne,“ sagte der Richter, daß du den Ring genommen hast. Ein Wort, die einzige Sylbe „Ja!“ kann dein und deines Vaters Leben retten!“ —

Dies war für Marie eine harte Versuchung. Sie schwieg lange still. Es kam ihr wohl der Gedanke, sie könnte sagen, sie habe den Ring genommen, aber unterwegs verloren. Doch siegte in ihr die Erinnerung an das heilige Versprechen, das sie ihrem Vater gegeben, um keinen Preis von der Wahrheit zu weichen, — und sie beschloß, gälte es ihr und des Vaters Leben, nimmermehr eine Sünde zu begehen. „Dir, o Gott“ sprach sie bei sich, „will ich gehorchen und alles Uebrige getrost Dir überlassen.“ Dann wendete sie sich zum Richter mit lauter bewegter Stimme: „Wenn ich sagen würde,“ sprach sie, „daß ich den Ring habe, so wäre das eine Lüge, und wenn ich mich durch eine Lüge vom Tode befreien könnte, so wollte ich es doch nicht thun. „Aber“ — fuhr sie fort — „wenn einmal Blut fließen soll, o so schonet doch der grauen Haare meines guten Vaters! Für ihn will ich gerne sterben.“

Alle Anwesenden wurden von diesen Worten gerührt. Selbst dem Richter, ein so ernster, strenger Mann er sonst war, gingen sie zu Herzen. Er schwieg — und winkte, Marien wieder in das Gefängniß zu führen.

VI. Kapitel.

Vater und Tochter.

„Schon ist heute der dritte Tag,“ sagte am folgenden Morgen der Amtmann zu seinem Aktuar, und noch sind wir nicht weiter, als in der ersten Stunde. Wenn ich nur eine Möglichkeit vor mir sähe, daß

Jemand anders den Ring haben könnte, so wollte ich glauben, das Mädchen sei unschuldig. Eine solche Hartnäckigkeit in einem so zarten Alter ist etwas ganz Unerhörtes. Allein die Umstände sind zu klar gegen sie; es kann nicht anders sein, sie muß den Ring dennoch gestohlen haben."

Er ging noch einmal zur Gräfin, und fragte sie noch einmal um die kleinsten Umstände. Er nahm Jettchen noch einmal in das Verhör. Er saß beinahe den ganzen Tag über den Prozeßacten, und überlegte ein jedes Wort, das Marie im Verhöre gesagt hatte. Endlich ließ er noch am späten Abende Mariens Vater aus dem Gefängnisse zu sich holen und forderte ihn auf, zu Marien zu gehen und sie zur Zurückgabe des Ringes, den sie bestimmt gestohlen habe, zu bewegen, widrigenfalls er selbst als Mitschuldiger zu betrachten und zu bestrafen wäre. Der alte Jakob fühlte sich glücklich, Marien sehen zu können, obwohl er sich fest überzeugt erklärte, daß sie kein Geständniß zu machen habe.

Marie lag in ihrem Kerker, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, halbschlummernd auf dem Stroh. Der düsterrothe Schimmer der Oellampe, welche der Gerichtsdiener, der Jakob hereingeführt, auf das Mäuerlein gestellt hatte, mochte sie erweckt haben; ein lauter Schrei, mit dem sie heftig, so daß ihre Ketten rasselten, emporfuhr, war das Zeichen ihrer freudigen Ueberraschung, und im Augenblicke lag sie am Herzen des Vaters. Er setzte sich mit ihr auf das Stroh, und lange sprachlos vereinten sich nur ihre Thränen in von Wehmuth und Lust gemischten Empfindungen.

Endlich begann der Vater seinem Auftrage gemäß zu reden. „Ach Vater," fiel ihm Marie ins Wort, Ihr werdet ja doch nicht an meiner Unschuld zweifeln! O Gott" fuhr sie weinend fort, „so ist denn kein Mensch mehr in der Welt, der mich nicht für ein

Diebin hält! Selbst mein Vater nicht! — Vater, glaubt es doch, Ihr habt an mir keine Diebin erzogen."

„Sei ruhig, liebes Kind, ich glaube dir!" sprach der Vater. „Es ward mir blos befohlen, dich so zu fragen." Beide schwiegen wieder.

Der Vater betrachtete Marien. Ihre Wangen waren blaß und abgehärmt, ihre Augen vom Weinen roth und geschwollen, ihre dichten, blonden Haare, in die sie sich hätte ganz einhüllen können, waren aufgelöst und flogen zerstreut umher. „Armes Kind," sprach er, „Gott hat dir ein schweres Leiden auferlegt! Und ich fürchte — ich fürchte, das Allerschwerste, das Entsetzlichste kommt erst noch! Ach, vielleicht — vielleicht werden sie dir dieses jugendliche Haupt gar abschlagen!" —

„Ach Vater," sagte Marie, „um mich ist es mir gar nicht. Aber Euer graues Haupt — o Gott! — wenn ich das unter dem Schwerte müßte fallen sehen!" „Für mich fürchte nichts, liebes Kind," sagte der Vater, „Mir geschieht nichts! Aber mit dir — ich hoffe zwar noch das Bessere — aber mit dir könnte es wirklich noch so weit kommen, daß sie dir das Leben nehmen."

„O," rief Marie freudig, indem sie den Vater unterbrach, „wenn dies ist, dann ist mir der schwerste Stein vom Herzen — dann ist Alles gut. Vater, gewiß! Ich fürchte den Tod nicht. Ich komme ja zu Gott, zu meinem Erlöser! Auch meine Mutter werde ich im Himmel wiedersehen! O wie freue ich mich darauf!"

Von diesen Worten wurde der alte Vater tief ergriffen; er weinte wie ein Kind. „Nun, Gott Lob," sagte er endlich und faltete die Hände. „Gott Lob, daß ich dich so gefaßt finde. Zwar ist es hart — sehr hart — für einen alten Mann, für einen liebenden Vater, sein einziges, sein inniggeliebtes Kind, den einzigen Trost, die letzte Stütze, die Krone und Freude

seines Alters so zu verlieren! — Doch" schluchzte er mit gebrochener Stimme, „Herr, Dein Wille geschehe. Du verlangst ein schweres Opfer von dem Vaterherzen — doch o Gott! Du bist unser aller Vater, Deinem Vaterherzen übergebe ich sie, nimm sie hin, wenn Du beschlossen, so geschehe es!"

Er brach in einen Strom von Thränen aus. Ueber eine Weile forderte er Marien auf, Jettchen zu vergeben, die gegen sie gezeugt und eidlich betheuert habe, daß sie den Ring in Mariens Hand gesehen. „Ihr Zeugniß," sprach er, „ist zwar dein Tod, wenn es so weit kommen sollte, aber — nicht wahr, Marie? — du nimmst keinen Haß mit in jene Welt? Ach, in all' diesem Elende bist du doch glücklicher, als sie in ihrem Wohlergehen, das ihr durch Gewissensbisse vergällt wird. Besser unschuldig sterben, wie du, als schändlich leben wie sie." — Marie betheuerte, daß sie nach dem Vorbilde des Welterlösers ihrer Feindin von ganzem Herzen verzeihe.

Da näherten sich draußen im Gange feste Tritte; die Gefängnißthüre öffnete sich knarrend in ihren Angeln und hereintrat der Gerichtsdiener und mahnte den Vater zu gehen. Marie wollte ihn zurückhalten und umschloß ihn fest mit ihren Armen. Der Vater machte sich mit sanfter Gewalt von ihr los und empfahl sie dem Schutze des Himmels. Marie sank bewußtlos auf ihr Stroh.

VII. Kapitel.

Verurtheilt.

Mariens Angelegenheit erregte die allgemeine Theilnahme; alle Gutgesinnten zitterten für ihr Leben; denn in den damaligen Zeiten wurde der Diebstahl äußerst strenge bestraft, und mancher Mensch wegen einer Summe Geldes hingerichtet, die nicht den zwanzigsten

Theil von dem Werthe des Ringes betrug. Der Graf, welcher nichts sehnlicher wünschte, als Marien unschuldig zu finden, durchlas alle Verhörsprotokolle selbst, unterredete sich Stunden lang mit dem Amtmanne, konnte sich aber nicht von ihrer Unschuld überzeugen, indem es ihm schlechterdings unmöglich schien, daß ein anderer Mensch den Ring entwendet habe. Die beiden Gräfinen, Mutter und Tochter, baten mit Thränen in den Augen, Marien doch nicht hinrichten zu lassen. Der alte Vater im Gefängnisse flehte Tag und Nacht zu Gott, Er wolle doch die Unschuld seiner Tochter an den Tag bringen. Marie erwartete unter Weinen und Beten ihr Todesurtheil; das gefühllose Jettchen aber, obwohl sie wegen der bevorstehenden Verurtheilung des durch ihr falsches Zeugniß ins Verderben gestürzten Mädchens vor bösem Gewissen nicht ruhig schlafen konnte, hatte nicht den Muth, durch ein aufrichtiges Geständniß ihren Fehler wieder gut zu machen.

Der Richter fällte endlich das Urtheil: Marie, wegen offenbaren und großen Diebstahls und wegen hartnäckigen Läugnens des Todes schuldig, soll aus besonderer Rücksicht ihrer Jugend und sonstigen unbescholtenen Rufes auf immer in das Zuchthaus geschickt, ihr Vater, der entweder in der That, oder durch schlechte Erziehung sich ihrer Schuld und Verstocktheit theilhaftig gemacht, soll auf immer aus der Grafschaft verwiesen; Beider Habschaften aber sollen zu einem, wiewohl unbedeutenden Ersatz an dem großen Schaden und den Gerichtskosten verkauft werden. Der Graf milderte das Urtheil dahin, Marie solle mit ihrem Vater über die Grenze gewiesen werden und gebot, um alles weitere Aufsehen zu vermeiden, sie sogleich mit Anbruch des folgenden Tages dahin abzuführen.

Als Maria und ihr Vater von dem Gerichtsdiener am Schloßthore vorbeigeführt wurden, kam das

böse Jettchen heraus, welche, weil nur Marie nicht hingerichtet werden sollte, ihren ganzen Leichtsinn wieder besaß, und fügte in ihrem alten Hasse gegen Marien dem schweren Unglücke der beiden Verurtheilten noch giftigen Hohn hinzu. Gräfin Amalie hatte einmal, als sie Mariens Körbchen auf der Kommode stehen sah, zu Jettchen gesagt: „Bring' mir dieses Körbchen aus den Augen! Es erweckt zu traurige Erinnerungen in mir und ich kann es ohne Schmerzen nicht ansehen." Jetzt brachte Jettchen das Körbchen heraus und rief: „Da hast du dein Geschenk wieder. Meine gnädige Herrschaft will nichts aus solchen Händen," und warf Marien das Körbchen vor die Füße, ging dann unter höhnischem Lachen ins Schloß zurück und schlug die Thüre mit Gewalt hinter sich zu.

Marie hob das Körbchen stillschweigend auf und ging weiter. Ihr Vater hatte nicht einmal einen Stab für die Reise, Marie nichts als das Körbchen. Mit nassen Augen sah sie wohl hundertmal nach ihrem väterlichen Hause zurück, bis es, so wie zuletzt auch das Schloß und die Spitze des Kirchthurmes, hinter einem waldigen Hügel aus ihren Augen verschwand.

Nachdem der Gerichtsdiener Marien und ihren Vater am Grenzsteine der Grafschaft tief im Walde verlassen hatte, setzte sich der alte Mann, müde von Kummer und Schmerz, nieder auf den Stein, der dicht mit Moos bewachsen und von einer hundertjährigen Eiche überschattet war. Er erhob seine Blicke zum Himmel, der hell und blau durch das grüne Eichenlaub herniederglänzte, dankte mit lauter Stimme Gott dem Vater im Himmel für Seinen allmächtigen Schutz, flehte um Seinen ferneren Beistand auf dem dunklen Pfade, den er mit seiner Tochter jetzt betreten sollte, und legte voll frommen Vertrauens ihr künftiges beiderseitiges Schicksal in die Hand des All-

flehenden. Marie sprach in ihrem Innersten dem Vater alle Worte nach, und als sie so gebetet hatten, ergoß sich ein wunderbarer Trost und hoher, freudiger Muth in ihre bedrängten Herzen.

VIII. Kapitel.

Die Wanderung.

Während Vater Jakob mit Marien eben die Wanderung in die Fremde antreten wollte, kam Anton der alte Jäger des Grafen, der neben Jakob einst gedient und den Grafen auf seinen Reisen begleitet hatte, durch den Wald her. Er grüßte die Beiden herzlich und sprach sein Mitleiden aus, daß Jakob in seinen alten Tagen noch die Heimath verlassen müsse.

„So weit der Himmel blau ist," sprach Jakob, „ist die Erde Gottes Eigenthum, und überall waltet Seine Liebe über uns. Unsere Heimath aber ist im Himmel."

„Aber;" bedauerte der Jäger, „man hat Euch fortgeschickt, wie Ihr geht und steht. Ihr habt ja nicht einmal die nöthige Kleidung für eine solche Reise!"

„Der die Blumen kleidet, wird auch uns kleiden," sprach Jakob.

„Und mit Geld," fragte der Jäger wieder, „werdet Ihr auch nicht versehen sein?"

„Wir haben ein gutes Gewissen," antwortete Jakob; „da sind wir reicher, als wenn der Stein, auf dem ich sitze, Gold wäre und uns gehörte."

„Redet doch," sagte der Jäger, „Ihr habt gewiß keinen Kreuzer?"

„Das leere Körbchen zu meinen Füßen," sprach Jakob, „ist unser ganzes Vermögen. Was meint Ihr wohl, daß es werth sein könne?"

„Mein Gott," sagte der Jäger bekümmert, „einen Gulden, oder vielleicht einen Thaler. Was soll aber das sein!"

„Nun,“ fuhr Jakob lächelnd fort, „so sind wir ja reich, wenn anders mir Gott diese zwei gesunden Arme läßt. In einem Jahre mache ich wenigstens hundert solcher Körblein — und mit hundert Thalern kommen wir gewiß aus. Mein Vater war Korbmacher und ich dank' es ihm noch im Grabe, daß ich außer der Gärtnerei auch das Korbmachen lernen mußte. So hat er besser für mich gesorgt, als wenn er mir baares Vermögen hinterlassen hätte. Eine gesunde Seele, ein gesunder Leib und ein ehrliches Handwerk sind der beste und sicherste Reichthum auf Erde.“

Der Jäger fühlte sich von Jakobs Muth und Fassung theilnahmsvoll bewegt und bat ihn, während er Abschied nahm, doch wenigstens seinen Knotenstock als Reisestab anzunehmen und wollte ihm auch ein Beutelchen mit Geld in die Hand drücken. Erst auf vieles Bitten des Jägers und die Versicherung hin, daß dieses Geld eine abgetragene Schuld sei, auf deren Rückzahlung er nicht mehr gerechnet, nahm der redliche Jakob dasselbe dankbar an, — und schied unter Thränen von dem wackern alten Freunde. „Ich habe Euch immer für ehrliche Leute gehalten,“ sagte dieser, und halte Euch noch dafür. Es wird sich auch noch an Euch der ewig wahre Spruch bethätigen: **Ehrlich währt am längsten.** Gott geleite Euch!“

Getrosten Herzens ob des sichtbaren Schutzes, den der liebe Gott den armen Ausgestoßenen gewährte, wanderte nun Vater Jakob an der Hand seiner Tochter hinaus in die Welt, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Bereits hatten sie zwanzig Meilen Weges zurückgelegt und immer noch keine Unterkunft gefunden. Ihr weniges Geld ging zu Ende, so kümmerlich sie sich behalfen. Es fiel ihnen unbeschreiblich schwer, um Almosen zu bitten. Endlich mußte es doch sein. An manchem Fenster wurden sie mit rauhen Worten abgewiesen, an manchem andern wurde ihnen mit

Murren blos ein Stücklein trockenen Brodes gereicht und sie hatten nichts dazu, als Wasser am nächsten Brunnen. Nur manchmal bekamen sie in einem irdenen Schüsselchen etwas Suppe oder Gemüse; seltener noch etwas übrig gebliebenes Fleisch oder Gebackenes. Nachdem sie manchen Tag nichts Warmes bekommen hatten, mußten sie noch froh sein, in einer Scheuer übernachten zu dürfen.

Die Fortdauer eines so entbehrungsvollen ungeregelten Lebens, der fortgesetzte Aufenthalt im Freien bei der verschiedensten Witterung äußerten bald ihren schädlichen Einfluß auf die Gesundheit des greisen Jakob. Eines Tages, da die Straße sie beständig zwischen waldigen Hügeln und Bergen hinführte und längere Zeit kein Ort kam, fühlte sich Jakob sehr unwohl. Bleich und sprachlos sank er unten an einem Tannenhügel auf die abgefallenen Tannennadeln hin. Marie, ohnehin selbst sehr erschöpft, war vor Schrecken und Angst beinahe außer sich. Sie suchte nach etwas frischem Wasser umher — umsonst, sie fand nirgends ein Tröpflein. Sie erhob ihre Stimme und rief um Hilfe — keine Antwort; nur das Echo prallte von den öden Bergwänden zurück. — Weit und breit, wohin immer das Auge spähte, war keine menschliche Wohnung zu sehen und Marie glaubte vor Seelenangst zu vergehen.

IX. Kapitel.

Das Asyl.

Wieder raffte sie sich auf und erklomm mühselig und mit bebenden Knieen einen Bergrücken, um besser um sich schauen zu können. Da — o Wonne! — erblickte sie tief unten an der andern Seite der Anhöhe ein Bauernhaus, das, von reifenden Kornfeldern und grünenden Wiesen umgeben, einsam im Walde lag.

So schnell sie konnte, eilte sie hinab dem Hause zu. Dort angelangt flehte sie mit nassen Augen und gebrochener Stimme um Hilfe. Der Bauer und die Bäuerin, schon etwas betagt, waren gute, mitleidige Seelen. Sie wurden von dem Jammer, dem bleichen Angesichte, den Thränen, der Todesangst des armen Mädchens gerührt. Der Bauer spannte, um den alten kranken Mann unterzubringen, ein Pferd vor den Wagen, den die Bäuerin mit Betten versah, während Marie mit einem Krug frischen Wassers und einer Flasche Weinessig auf eben dem Fußpfade, den sie gekommen war, weil dieser näher, wieder zurückeilte, um früher bei ihrem Vater zu sein. Als sie bei ihm ankam, hatte er sich etwas erholt und war herzlich froh, die schmerzlich Vermißte wieder zu sehen. Bald kam auch der menschenfreundliche Bauer dahin und brachte Mariens Vater nach seinem Hofe.

Der Bauer hatte ein artiges Hinterstübchen mit Nebenkammer und Küche, das eben leer stand. Dieses räumte er dem kranken Greise ein. Die Bäuerin bereitete ihm ein gutes Bett, Marie behalf sich, um immer bei ihrem kranken Vater zu sein, gerne auf der Bank. In Folge der liebevollen und sorgfältigen Pflege, welche der Greis genoß, indem einerseits die guten Bauersleute zu seiner Erquickung Alles aufboten, was ihr Haus vermochte, und sich selbst Entbehrungen auferlegten, anderseits Marie, die gute Tochter beständig am Bette des Vaters saß und mit Stricken und Nähen für die Bäuerin beschäftigt, nur auf seine Genesung bedacht war, erholte er sich zusehends und konnte bald wieder außer Bette sein. Als ein abgesagter Feind des Müssigganges suchte er nun seine Kunst, Körbe zu flechten, wieder hervor. Marie mußte ihm Weiden und Haselzweige holen. Seine erste Arbeit war, daß er der Bäuerin aus Dankbarkeit einen schönen tüchtigen Armkorb verfertigte. Er hatte ihren

Geschmack vollkommen getroffen. Der Korb war fest und stark; in dem Deckel desselben waren mit hochrothgefärbten Weidensprossen die Anfangsbuchstaben ihres Namens nebst der Jahrzahl eingeflochten und an der Wölbung des Korbes war aus gelb, braun und grün gefärbten Weiden ein Bauernhaus mit einem Strohdache nebst einem Paar Tannen angebracht. Alle im Hause bewunderten die zierliche Arbeit; die Bäuerin aber war über das Geschenk hocherfreut, und die Anspielung auf ihren Hof, den man den Tannenhof nannte, gefiel ihr ganz besonders wohl.

Nachdem Vater Jakob wieder vollkommen hergestellt war, wollte er, um den guten Leuten nicht weiter zur Last zu fallen, seinen Stab weiter setzen. Aber der Bauer und die Bäuerin wurden, als sie von diesem seinen Vorhaben hörten, gar betrübt; der Bauer suchte ihn davon abzubringen und die Bäuerin sagte, sich mit der Schürze die Augen trocknend: „Bleibt doch bei uns! Es ist schon spät im Jahre! Seht, das Laub an den Hecken und Bäumen wird bereits gelb und der Winter ist vor der Thür! Wollet Ihr denn mit Gewalt wieder auf's Neue krank werden?"

So blieb denn Vater Jakob bei den braven Leuten, welche darüber ihre aufrichtigste Freude bezeigten. Als die andern Bäuerinen den von ihm verfertigten schönen Armkorb gesehen hatten, wollten alle solche Körbe haben, und Jakob hatte der Bestellungen genug, so daß seine Arbeit und Mariens Fleiß im Stricken und Nähen ihnen hinreichenden Unterhalt gewährten und sie Niemanden zur Last fielen. Sie richteten sich in ihrer kleinen Wohnung ein und führten zu Mariens großer Freude ihre eigene Haushaltung. Sie schätzte sich glücklich, wieder am Feuerherde zu stehen und für ihren Vater zu kochen. Endlich genossen sie wieder wolkenlose, ja vergnügte Lebenstage; die Erinnerung an die ausgestandenen Widerwärtigkeiten trat

mehr und mehr in den Hintergrund zurück. Unter traulichen Gesprächen bei der Arbeit in ihrem Stübchen, manchen Abends auch in der vorderen Stube in Gesellschaft der Hausgenossen verging ihnen Tag um Tag des rauhen Winters sehr angenehm.

Kaum war im darauffolgenden Frühlinge der Schnee weg, so bearbeitete Jakob mit Marien vom Morgen bis zum späten Abende ein Stück Gartenlandes, welches nicht zum Besten bestellt war und unserm geschickten Gärtner Gelegenheit zu seiner liebsten Beschäftigung bot. Schon im Herbste hatte er Vorbereitungen gemacht, den ziemlich vernachläßigten Boden in einen rechten Garten umzuschaffen. Im Frühlinge nun wurde er in Beete getheilt, die Beete wurden mit allerlei Gemüse bepflanzt und mit Bienenkräutern eingefaßt, und die Wege mit reinlichem Kiese bestreut. Marie zog wieder die prächtigsten Blumen, deren Samen mit den Gemüsesamen ihr Vater in dem nicht sehr entlegenen Städtchen eingekauft hatte. Bald grünte und blühte der Garten so herrlich, daß er dem ganzen düstern Waldthale ein freundlicheres Aussehen gab. Auch der nahe Baumgarten gedieh unter Jakobs Hand besser, und trug reichlichere Früchte. Es war Segen in Allem, was er that. Die vernünftigen Reden und lehrreichen Erzählungen, mit denen der alte Gärtner, der wieder in seiner heitersten Laune war, die Bewohner des Landhofes erfreute, machten ihn seiner Umgebung täglich schätzbarer und Mariens Herz voll Reinheit und Güte ließen Andere in ihr einen Engel erblicken. —

X. Kapitel.

Das Krankenlager.

So hatten Jakob und Marie unter Fleiß und Arbeit, lehrreichen Gesprächen und manchen unschuldigen

Freuden bereits drei Frühlinge und Sommer auf dem Tannenhofe vergnügt zugebracht und ihrer ehemaligen Leiden beinahe ganz vergessen. Als es aber wieder Herbst ward, die Mittagssonne bereits längere Schatten warf, der letzte Schmuck des Gartens, die rothen und blauen Astern blühten, das Laub der Bäume sich bunt färbte und der Garten sich zur Ruhe des Winters neigte, fühlte Jakob eine merkliche Abnahme seiner Kräfte und befand sich manchmal gar nicht wohl. Er suchte es Marien zwar zu verbergen, um ihr keinen Kummer zu machen; allein alle seine Reden hatten so viel Wehmüthiges, und manchmal beschlich die Arme eine bange Ahnung, daß sie ihren Vater bald verlieren würde.

Und wirklich wurde zu Anfang des Winters, der sich sehr rauh einstellte und Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckte, der gute Jakob sehr krank. Der aus der Stadt herbeigeholte Arzt verschrieb Arznei und sprach zwar nicht von augenblicklicher Gefahr, gab jedoch Marien, während sie ihn vor die Thüre begleitete, zu verstehen, daß die Krankheit in eine Auszehrung übergehen werde, und daß, zumal bei seinem Alter, an kein Aufkommen mehr zu denken sei. Marie sank fast um, und weinte und schluchzte. Doch trocknete sie ihre Thränen, und suchte sich, ehe sie wieder zu ihrem Vater hineinging, zu erheitern, um ihn nicht zu betrüben.

Marie verpflegte ihren geliebten Vater mit der kindlichsten Sorgfalt. Sie that ihm Alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte. Sie wachte die langen Nächte durch bei ihm. Wenn Andere sie ablösen wollten, damit sie nicht selbst krank würde, und sie sich auch nach vielem Zureden ein wenig auf die Bank niedergelegt hatte, so konnte sie doch selten ein Auge schließen. Wenn ihr Vater nur hustete, so erschrack sie; wenn er sich nur regte, so schlich sie

auf den Zehen hin, um nachzusehen, was er mache. Sie bereitete und reichte ihm die dienlichsten Speisen mit der zärtlichsten Liebe. Sie legte ihm sein Kopfkissen zurecht; sie las ihm vor; sie betete ohne Unterlaß für ihn. Unzählige Male stand sie, wenn er ein wenig schlief, mit gerungenen Händen und zum Himmel gerichteten, nassen Augen an seinem Bette und seufzte: „O Gott, schenke ihn mir doch noch einmal — nur noch auf einige Jährchen!“ Sie hatte sich durch den Fleiß ihrer Hände, indem sie manche halbe Nacht aufgeblieben war und gestrickt oder genäht hatte, einiges Wenige erspart. Sie wendete den letzten Heller daran, ihm Alles zu verschaffen, was ihm eine kleine Erquickung gewähren konnte.

Der fromme Greis, der sich zwar wieder etwas erholte, aber dennoch nur zu gut fühlte, daß diese Krankheit seine letzte sein werde, war sehr ruhig und gefaßt. Er sprach oft mit der größten Heiterkeit von seinem Tode. Hierauf sagte Maria immer unter heißen Thränen: „O redet doch nicht davon, liebster Vater! Ich darf nicht einmal daran denken. Was würde dann ich anfangen? Ach, Eure arme Marie hätte ja dann gar Niemand mehr auf Erden!“ Dann redete der Vater tröstend von den Verheißungen unserer heiligen Religion und suchte sie mit feierlichen Ermahnungen gegen eine verderbte Welt zu stählen, in der sie bald allein stehen sollte. So sagte er unter Anderm: „Weine nicht zu sehr, liebe Marie, wenn ich nicht mehr bei dir bin, du hast ja einen guten Vater im Himmel. Der bleibt dir, wenn dir dein Vater auf Erden auch wird genommen werden. Er sorgt für dich, wie er den Vögeln ihre Nahrung finden läßt, unschwer wirst du das Wenige, dessen du bedarfst, erhalten. Nur Eines liege dir am Herzen, daß du immer so fromm, gut und unschuldig bleibest, wie du es, Gott Lob! jetzt noch bist. — Die Welt

ist böse und verderbt, mein liebes Kind, und es gibt Menschen, die dich kindisch nennen, wenn du von Gottesfurcht, Gewissen, göttlichen Geboten und von der Ewigkeit redest. O fliehe solche Menschen! Wenn sie dich schön nennen und dir schmeicheln, dich, wie Schmetterlinge eine Blume, umgaukeln, — so höre sie nicht an und achte nicht auf sie. Denn sie würden sich nur einen Scherz daraus machen, dich, armes Mädchen, um Unschuld, Ehre, Ruhe des Herzens und um das ganze Glück deines Lebens zu betrügen. O Marie! grabe die Worte deines sterbenden Vaters tief in dein Herz! Thue, — rede, — denke nichts, worüber du erröthen müßtest, wenn es dein Vater wüßte. Meine Augen werden sich nun bald für immer schließen. Ich werde dich nicht mehr bewachen können. Allein denke, daß dein himmlischer Vater dich überall sieht und stets in dein Herz blickt. Du würdest dich scheuen, mich, deinen Vater auf Erden durch ein fehlerhaftes Betragen zu betrüben; scheue und fürchte dich noch unendlich mehr, Ihm, deinem lieben Vater im Himmel, zu mißfallen. — Wenn du einmal in eine Versuchung zum Bösen gerathen solltest, Marie! o so denke an mein blasses Angesicht, an diese meine Zähren, die über meine bleichen Wangen fließen. Komm, lege deine Hand in meine kalte abgezehrte Hand, die bald in Staub zerfallen wird. Versprichs mir, meine Worte nicht zu vergessen! In der Stunde der Versuchung sei es dir, als hielte dich diese meine kalte Hand vom Abgrunde zurück!“ Auch tröstete er sie wegen des Unglückes, das sie aus Eichburg verbannt hatte. „Gott hat es doch recht gut gemeint,“ sprach er, „daß er jenes Unglück über uns schickte. Im Elende, im Gefängnisse und auf der Wanderschaft lernten wir Ihn besser kennen und kamen Ihm näher. In dieser rauhen Gegend hat Er dir, ferne von den Zerstreuungen und dem Verderbnisse

der Welt, ein besseres Plätzchen bereitet. Da blühtest du, wie die Blume der einsamen Wildniß — sicher vor frevelnden Händen. Jenes Leiden aber wird der gute, treue Gott dir noch ferner zum Beßten lenken. Er wird auch deine Unschuld noch an den Tag bringen, wenn ich es gleich nicht mehr erlebe, und Glück und Freude werden dir noch aus den überstandenen Leiden aufblühen, und du wirst noch hier auf Erden frohe Tage erleben — obwohl Erdenglück das geringste ist, und die große Absicht, warum Gott uns Leiden sendet, erst im Himmel erfüllt wird, in dessen Herrlichkeit wir nicht anders als durch viele Leiden und Trübsale eingehen können."

XI. Kapitel.

Des Vaters Tod.

So benützte der fromme Vater die letzten Tage seines Lebens, seine Tochter in der Tugend zu stärken, im Leiden zu trösten. Jedes seiner Worte war ein gutes Samenkorn, das in guten Boden fiel.

Der Herr Pfarrer von Erlenbrunn, wohin der Tannenhof in die Pfarrei gehörte, besuchte den kranken Jakob sehr oft, führte erbauende Gespräche mit ihm und tröstete auch allemal Marien sehr freundlich. Eines Nachmittags kam er wieder und fand den guten Greis merklich schwächer. Jakob hieß Marien ein wenig hinausgehen, indem er mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden habe. Als sie wieder hereingerufen wurde, sagte der Vater: „Liebe Marie! Ich habe nun gebeichtet und meine Gewissensangelegenheiten in Ordnung gebracht, und gedenke morgen früh das Brod des Lebens zu empfangen." Marie erschrack und Thränen drangen ihr in die Augen, weil ihr der Gedanke an eine nahe Todesgefahr zu Sinne kam. Allein sie faßte sich sogleich wieder und sagte: „Ihr

habt Recht, lieber Vater; was können wir Besseres thun, als in unsern Leiden und Nöthen unsere Zuflucht zu Gott nehmen." Des andern Morgens empfing Jakob das heilige Abendmahl mit größter Andacht; Marie kniete unten am Krankenbette, zitterte, betete und zerfloß in Thränen. Der Bauer und die Bäuerin und alle Leute im Hause wohnten der heiligen Handlung mit Rührung und Andacht bei.

Der Arzt hatte Marien angedeutet, daß ihr Vater den Frühling kaum mehr erleben werde. Von nun an sah Marie mit Furcht und Zittern durch das kleine Fenster des Stübchens in den Garten. Der kommende Frühling hatte sie sonst immer mit Freude erfüllt; jetzt erschien er ihr in Begleitung bangen Schmerzes. Den freudigen Schlag der Finken hörte sie mit Schrecken; jedes hervorsprossende Schneeglöcklein war ihr ein schmerzlicher Anblick. Indeß kam der gute Jakob seinem Ende immer näher. Er liebte es besonders, wenn Marie ihm öfters aus der heiligen Schrift vorlas. Das Buch, welches das neue Testament enthielt, hatte der arme Mann für die ersten Kreuzer, die er nach seiner Vertreibung aus Eichburg erübrigt hatte, gekauft. In den letzten Tagen seiner Krankheit hörte er nichts lieber, als die letzten Reden Jesu und das letzte Gebet Jesu. Eines Abends, als Marie ihm eben vorgelesen hatte, nahm er sie bei der Hand und sprach zu ihr: „Liebe Marie, ich danke dir für die Liebe, die du mir in dieser meiner letzten Krankheit erweisest. Du hast das vierte Gebot getreulich und mit freudigem Herzen befolgt. Denke an mich, Marie, es wird dir deßhalb doch noch wohl gehen, so arm und hilflos ich dich auch in dieser Welt zurücklassen muß. Ich kann dir nichts geben als meinen Segen und dieses Buch hier. Bleibe fromm und gut, liebe Tochter, so wird dieser Segen nicht vergebens sein. Das Buch nimm zum Andenken an

deinen Vater. Es enthält den größten Schatz; es steht Gottes Wort darin. Lies alle Morgen einen Spruch und bewahre und erwäge ihn den Tag über in deinem Herzen. Das befolge und du wirst Segen davon haben. Sieh, der einzige Spruch: „Betrachtet die Lilien des Feldes!“ hat mich mehr Weisheit gelehrt, als die mancherlei Bücher, die ich in meiner Jugend las. Der tiefe Sinn dieses Spruches ward mir überdieß zur Quelle von tausend unschuldigen Freuden und unter tausend Bedrängnissen, die mich sonst würden mit bangen Sorgen erfüllt und verzagt und kleinmüthig gemacht haben, gewährte er mir heitern und fröhlichen Muth.“

Es war gegen drei Uhr Morgens; da sagte der Vater: „Marie, mir ist so bange. Oeffne doch das Fenster ein wenig.“

Marie öffnete es. Der Mond war nicht mehr am Himmel; aber die Sterne funkelten unbeschreiblich schön. „O wie schön ist der Himmel!“ sagte der Vater. „Was sind die Blumen der Erde gegen jene unvergänglichen Sterne! Dorthin — dorthin — o wie freue ich mich!“ —

Mit diesen Worten sank er zurück auf sein Bett — und entschlief sanft und selig!

Marie meinte Anfangs es sei etwa eine Ohnmacht. Allmählig aber ward ihr bange; sie weckte die Leute im Hause und als sie hörte, daß er wirklich tod sei, umfaßte sie ihres Vaters Leiche mit lautem Weinen und küßte sein erblaßtes Angesicht und ihre Thränen vermischten sich mit seinem Todesschweiße. Sie wollte sich von der Leiche nicht trennen lassen; endlich führte sie die Bäuerin unter vielen Bitten und Zureden ihr zu folgen hinweg.

Wir überlassen es dem geneigten Leser, sich die trüben Bilder der nächsten Zeit bis zur Beerdigung und Mariens tiefen Schmerz vor die Seele zu führen,

und erwähnen nur der allgemeinen Theilnahme, welche Jedermann der armen verlassenen Waise zollte und der Menschenfreundlichkeit des würdigen Pfarrherrn, welcher in einer rührenden Leichenrede dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre erwies und die Gemeinde zur Mildthätigkeit gegen die verwaiste Tochter aufforderte.

Da Vater Jakob in Erlenbrunn fremd war, so wurde ihm sein Grab in einer Ecke des Friedhofes, nächst der Kirchhofmauer bestellt. Zwei große Tannen, die hinter der Mauer hervorragten, beschatteten es. Marie besuchte, so oft sie nach Erlenbrunn kam, die geheiligte Stätte und betete und weinte da. Und nie ging sie anders als mit dem frommen Vorsatze vom Grabe, die Lüste dieser Welt zu verachten, und nur Gott und der Tugend zu leben — in der seligen Hoffnung, droben am Throne Gottes wieder mit ihren guten Eltern vereinigt zu werden.

XII. Kapitel.

Neue Leiden.

Zu Mariens tiefer Trauer um ihren unvergeßlichen Vater gesellten sich bald neue Leiden. Auf dem Tannenhofe war es seit dem Tode ihres Vaters viel anders geworden, als es ehedem gewesen. Der Bauer und die Bäuerin hatten den Hof ihrem einzigen Sohne, einem guten, stillen Menschen übergeben. Die neue Schwiegertochter war ziemlich schön und sehr reich. Aber außer der Eitelkeit auf ihre Schönheit hatte sie für nichts anderes Gefühl, als für das Geld. Stolz und Geiz beherrschten ihre Seele, dabei war sie boshaft, that den Schwiegereltern Alles zum Trotze und gab ihnen den ausgedingten Lebensunterhalt nur sehr kärglich und mit Unwillen. Sie machte ihnen unendlichen Verdruß und zählte ihnen, so zu sagen, jeden Bissen in den Mund. Die guten alten Leute zogen

sich in das kleine Hinterstübchen zurück und kamen wenig mehr in die vordere Stube.

Dem jungen Manne ging es um nichts besser. Das rohe Weib gab ihm die gröbsten Reden und hundertmal des Tages warf sie ihm ihr großes, eingebrachtes Vermögen vor. Wollte er nicht den ganzen Tag in Zank und Streit leben, so mußte er dulden und schweigen. Sie wollte nicht einmal zugeben, daß er seine alten Eltern besuche, weil sie fürchtete, er möchte ihnen, wie sie sich ausdrückte, heimlich etwas zustecken. Er wagte es nur mit erschrockenem Herzen, Abends nach vollbrachter Arbeit zu ihnen zu gehen und ihnen seine Noth zu klagen.

Natürlich ging es nun auch der armen Marie sehr hart. Weil die alten Leute das kleine Stübchen selbst bezogen, so hatte sie es räumen müssen. Die junge Bäuerin wies ihr, obwohl einige hübsche Kammern leer standen, die elendeste im Hause an, fügte ihr alles erdenkliche Herzeleid zu und plagte sie unbeschreiblich. Gar oft kam ihr daher der Gedanke, weiter zu gehen. Allein wo sollte sie hin? — Und dennoch, hätte nicht der würdige Pfarrer zu Erlenbrunn, den sie um Rath fragte, sie gewarnt, ja nicht auf's Ungewisse hin in die Welt hinaus zu wandern und ihr an's Herz gelegt, in Geduld auszuharren, bis Gott sie aus ihrer bedrängten Lage befreien werde, sie hätte in ihrer Bedrängniß lieber wieder hilflos das Weite gesucht, als länger die Unbilden der jungen Bauersfrau ertragen. Am Grabe ihres Vaters, ihrem liebsten Plätzchen auf Gottes Erde, das sie in kindlicher Liebe mit einem Rosenstrauche geziert hatte, holte sie sich Trost und Stärke gegen alle Widerwärtigkeiten, die sie trafen.

Mittlerweile war der fünfundzwanzigste Julius, der Namenstag ihres seligen Vaters wieder erschienen. Da kam ihr der Gedanke, das Grab ihres Vaters

mit Blumen zu schmücken. Das niedliche Körbchen, das zu ihrem harten Schicksale den ersten Anlaß gegeben hatte, stand auf dem Kasten und fiel ihr in die Augen. Sie nahm es, füllte es in dem Garten mit farbigen Blumen und frischen grünen Blättern, ging damit eine Stunde früher, als der Gottesdienst anfing, nach Erlenbrunn und stellte das Körbchen auf das Grab ihres Vaters. Ihre Thränen tröpfelten auf die Blumen und schimmerten wie Thau daran. „Du guter, lieber Vater," sagte sie, „Du hast alle meine Lebenswege mit Blumen bestreut, und ich kann es dir nicht vergelten, ich will wenigstens dein Grab mit Blumen zieren." Sie ließ das Körbchen auf dem Grabe stehen; sie durfte bei dem frommen Sinn der Landleute nicht fürchten, daß man die Blumen oder das Körbchen entwende.

Gleich am folgenden Tage, da der Bauer und seine Leute von der großen Wiese jenseits des Waldes, das Heu hereinbrachten, kam ein Stück feine Leinwand weg, das in dem Grasgarten nächst dem Hause zum Bleichen ausgespannt war. Die junge Bäuerin, die es erst gegen Abend vermißte und die, wie alle geizigen Leute, sehr argwöhnisch war, hatte sogleich Marien im Verdachte. Der gute Jakob hatte aus der Geschichte mit dem Ringe eben kein Geheimniß gemacht und sie den alten Leuten anvertraut. Der Sohn, der auch darum wußte, erzählte sie, was freilich unbesonnen war, der Bäuerin. Da nun Marie Abends, ihren Rechen über der Schulter und einen irdenen Krug in der Hand, mit den Mägden in das Haus trat, kam die junge Bäuerin, grimmig wie ein Drache aus der Küche heraus, fuhr Marien mit den rauhesten Worten an und forderte die Leinwand von ihr.

Marie sagte bescheiden, daß sie die Leinwand unmöglich haben könne, da sie, wie alle Leute im Hause, den ganzen Tag beim Heumachen gewesen sei. Wäh-

rend die Bäuerin kochte, habe gar leicht irgend ein fremder Mensch die Leinwand entwenden können. So war es auch wirklich gegangen. Allein die Bäuerin wurde immer mehr erbost und herrschte unter fürchterlichem Geschrei und Schimpfen der armen Marie zu, sich aus dem Hause zu packen, und das heute noch. Vergebens stellte ihr der junge Bauer vor, daß es spät Abends sei und meinte, sie sollte Marien wenigstens noch über Nacht behalten. Doch half Alles nichts; sie tobte und rasete nur noch entsetzlicher, worauf der Mann einsehend, daß er durch Zureden das Uebel nur ärger machen würde, schwieg.

Marie hatte für alle Lästerungen kein erwiderndes Wort. Sie packte das Wenige, was sie hatte, in ein weißes Tuch, nahm das Bündelein unter den Arm, dankte weinend für alles auf dem Tannenhof empfangene Gute, betheuerte noch einmal ihre Unschuld und nahm herzlichen Abschied von den guten alten Leuten. Sie weinten beide und gaben Marien alles Geld, das sie eben hatten und das einige Gulden betrug, mit auf den Weg. „Geh, gutes Kind,“ sagten sie, „und Gott sei mit dir. Der Segen deines Vaters ist ein wohlaufbewahrter Schatz für dich, der zu rechter Zeit noch schon zum Vorschein kommen wird. Denke an uns, es geht dir gewiß noch wohl.“

XIII. Kapitel.

Der Dorfkirchhof.

Schon hatte sich die Gegend ringsumher in abendliche Dämmerung eingehüllt und die Abendglocke im Dorfe verkündete allen bedrängten und ermüdeten Menschenkindern die ersehnte Ruhe, als Marie mit ihrem Bündelein unterm Arme den schmalen Fußsteig am waldigen Hügel hinanstieg. Sie wollte ihres Vaters Grab noch einmal besuchen. Als sie auf den Kirch-

hof ankam, war es bereits Nacht; doch fand sie es nicht schauerlich, zu dieser Stunde unter den Gräbern zu wandeln. Der Vollmond schien gerade zwischen den zwei schwarzen Tannen hindurch und erhellte mit seinem blassen Silberlichte die Rosen des Grabes und das Blumenkörbchen, das noch auf dem Grabe stand. Die Abendluft rauschte leise in den Aesten der Tannen und bewegte hie und da ein Blättchen des Rosenstockes auf dem Grabe. Sonst war es stille, wie es am Ruheplatze der Todten zu sein pflegt. Hier weinte nun Marie, aufs Neue in die Welt hinausgestoßen und auf sich selbst angewiesen, als läge sie am Herzen ihres Vaters, ihren unnennbaren Schmerz aus. „Du guter Vater“ sagte sie, ach, daß du noch lebtest und daß deine arme Marie ihre Noth dir klagen könnte! Doch — es ist gut, und ich danke Gott, daß du diesen neuen Jammer nicht erlebt hast! Dir ist nun wohl, Dich rührt kein Leid mehr an. O wäre, ich bei dir!“ — Unter Thränen und Gebet brachte sie eine Weile zu. Es schien ihr jetzt unmöglich, von dem Grabe des Vaters vielleicht auf immer Abschied zu nehmen. Auch wußte sie nicht, wo sie sich heute noch hinwenden, wo ein Obdach finden sollte. Sie setzte sich daher auf einen alten bemoosten Grabstein neben dem Grabe ihres Vaters und nahm sich vor, hier zu übernachten. Morgen mit dem Frühesten gedachte sie ihren Weg anzutreten, dahin, wohin Gottes Hand sie führen würde.

Während sie so da saß, das Gesicht mit ihrem Taschentuche verhüllt, das sie schon ganz naßgeweint hatte, und innbrünstig betete, da war es auf einmal, als nenne eine liebliche Stimme sie vertraulich bei ihrem Namen: „Marie! Marie!“ Sie blickte empor und erschrack. Eine helle Gestalt, schön und schlank wie ein Engel des Himmels — mit Augen, die von himmlischer Freundlichkeit glänzten, mit sanften Rosen-

wangen, das Haupt und die Schultern von goldenen Locken umflossen, in einem langen Kleide weiß wie Schnee — stand wie verklärt im vollen Mondenlichte klar und deutlich vor ihr. Marie schauderte zusammen, sank zitternd auf die Kniee und rief: O Gott, was seh' ich! Einen Engel des Himmels, der m r zu helfen kommt? „Liebe Marie!" sagte die Gestalt freundlich, „ich bin kein Engel des Himmels. Ich bin ein Mensch, wie du. Aber ich komme dennoch, dir zu helfen. Gott hat dein frommes Gebet erhört. Sieh mich nur recht an; kennst du mich denn nicht mehr?" —

„Gott im Himmel," rief Marie, „ja, Sie sind es — Gräfin Amalie! O wie kommen Sie hieher, gnädige Gräfin — hieher, an diesen schauerlichen Ort, zu dieser nächtlichen Stunde, so viele Meilen von Ihrem Wohnorte?"

Gräfin Amalie hob Marien sanft von der Erde auf, schloß sie in ihre Arme, küßte sie unter Thränen und sagte: „Liebe gute Marie! wir haben dir ein großes Unrecht gethan! Die Freude, die du mir einst mit dem niedlichen Körbchen hier machtest, ist dir übel belohnt worden. Deine Unschuld ist aber entdeckt. O kannst du uns, kannst du meinen Eltern und mir verzeihen? Sieh, wir wollen Alles, so viel wir es noch können, wieder gut machen. Verzeih' uns, liebe Marie!"

Die gute Marie versicherte ihr unter Thränen, daß sie nie einen Groll gegen ihre Herrschaft im Herzen getragen, sondern stets mit Liebe ihrer Güte gedacht. „Was mich schmerzte," sprach sie, „war nur einzig dieß, daß Sie — Sie, edle Gräfin, und Ihre theuern Eltern mich für schlecht und undankbar halten mußten. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Sie meine Unschuld noch einmal erkennen möchten, und diesen Wunsch hat nun Gott erfüllt. Ihm sei Dank!"

Die Gräfin blickte auf das Grab zu ihren Füßen und beklagte mit inniger Wehmuth, daß der liebe gute Mann, der redliche und treue Diener eher dahingegangen, als die gräfliche Familie ihr Unrecht ihm abbitten, an ihm wieder gutmachen konnte. „Ach Gott!“ sagte sie, „wenn wir mit mehr Ueberlegung gehandelt und mehr Zutrauen in deine so lange geprüfte Treue gesetzt hätten, du redlicher Mann, so moderte deine Hülle nicht hier, so wärest du wohl gar noch am Leben und wandeltest noch unter uns! O verzeih uns; sieh, ich gelobe es im Namen meiner Eltern hier an deinem Grabe. Was wir dir nicht mehr ersetzen können, das wollen wir doppelt deiner Tochter vergüten! O verzeih uns — verzeih uns!“ „Ach, gnädige Gräfin!“ sagte Marie, „mein Vater hatte nie die geringste Bitterkeit gegen seine gnädige Herrschaft. Er schloß sie alle Morgen und Abende in sein Gebet ein, wie er es schon zu Eichburg gewohnt war, und segnete sie noch im Tode.“

Die gute Gräfin weinte noch mehr. Endlich sagte sie: „Komm Marie, setze dich hier neben mir auf diesen Stein. Ich kann mich noch nicht von diesem Grabe trennen. Es ist so traulich hier, wie in Gottes Heiligthum, und der Segen deines Vaters schwebt hier über uns!“

XIV. Kapitel.

Der Abschied vom Grabe des Vaters.

Wir müssen nun unserm geneigten Leser darüber Aufschluß geben, wie es kam, daß die junge Gräfin so unerwartet und in solch ungewöhnlichem Augenblicke Marien begegnete, nach welcher, sowie nach deren Vater der von ihrer Unschuld überzeugte Graf bisher vergebens hatte forschen lassen.

Der Graf von Eichburg hatte in der Gegend, wo Vater Jakob und Marie Zuflucht gefunden hatten,

als Oberst-Forstmeister eine Streitigkeit, die Gränzen der fürstlichen Waldungen betreffend, zu berichtigen. Ein dem Fürsten gehöriges Jagdschloß, am Walde in der Nähe des Dorfes Erlenbrunn, wohl schon seit zwanzig Jahren nicht mehr besucht, war während dreier Tage, so lange des Grafen Geschäfte dauerten, der Aufenthalt der gräflichen Familie und gerade an dem Abende, wo Marie von der Bäuerin hinausgestoßen wurde, hatte, von der romantischen Schönheit der Berggegend angelockt, Gräfin Amalie in Begleitung der Tochter des fürstlichen Försters einen Spaziergang gemacht und war nach dem Dorfe gekommen. Sie sah die Thüre des Kirchhofs offen. Die Grabsteine waren vom Golde der sinkenden Sonne beleuchtet. Da sie von Kindheit an gerne die Inschriften und Reime auf den Gräbern las, betrat sie den geweihten Raum. Da wurde sie unter anderm von der Försterstochter auf ein Grab aufmerksam gemacht, das zwar einem armen Manne gehöre, auch kein Denkmal oder Grabschrift habe, aber durch kindliche Liebe aufs Schönste geziert sei. Die junge Gräfin ging dahin, wo im dunklen Tannenschatten, von einem duftenden Rosenstrauche umblüht und einem niedlichen Körbchen voll Blumen Vater Jakobs Hügel grünte.

Als sie näher kam, blieb sie wie versteinert stehen. Sogleich erkannte sie das verhängnißvolle Körbchen, und wenn sie ja hätte zweifeln können, so hätten doch die Anfangsbuchstaben ihres Namens und ihr Wappen keinem Zweifel mehr Raum gegeben. Die Försterstochter erzählte ihr von Vater Jakobs Aufenthalt auf dem Tannenhofe, von seiner letzten Krankheit, von Mariens Trauer über seinen Tod. Die Gräfin eilte zum Pfarrer, welcher Alles bestätigte und ihr viel Gutes von den Fremden erzählte. Sie wollte nun sogleich auf den Tannenhof gehen. Allein die Nacht war bereits hereingebrochen und des andern Tages

mit dem Frühesten wollte die gräfliche Familie abreisen. Was war zu thun? Der Pfarrer ließ den Schullehrer kommen, um unverzüglich nach dem Tannenhofe zu senden und Marien in den Pfarrhof zu bringen. Der Schullehrer aber meinte, es sei nicht nöthig, so weit nach ihr zu gehen. Er habe nach dem Läuten der Abendglocke noch etwas an der Thurmuhr besorgt und durch die Oeffnung des Thurmes, Marien am Grabe des Vaters gesehen, wie sie so bitterlich weinte und jammerte. Der Pfarrer wollte Amalien nach dem Kirchhofe begleiten. Allein sie wünschte ohne Zeugen Marien wiederzusehen und ersuchte den Pfarrer dringend, zu ihren Eltern zu gehen, ihnen zu sagen, wohin sie wäre, und sie auf Mariens Ankunft vorzubereiten. Daher also die plötzliche Erscheinung der jungen Gräfin vor der Tochter des greisen Jakob. Auf solche Weise war das Blumenkörbchen, wie einst des herben Unglücks und der Verweisung, so jetzt die Veranlassung des unverhofften Glückes und Wiederfindens geworden.

Dieses erzählte Gräfin Amalie der wiedergefundenen Marie am Grabe ihres Vaters, und diese dagegen theilte der Gräfin das Schicksal ihrer letzten Tage mit, und wie sie so schimpflich vom Tannenhofe weggeschickt worden. Und Beide dankten Gott und priesen seine weise und wohlthätige Fügung, nach welcher er das Böse, das uns feindselige Menschen zufügen, immer zu unserm Besten lenkt, so daß das Sprichwort sich bewahrheitet: Das Heil kommt aus den Feinden! — Nun fand die Gräfin, es sei hohe Zeit zur Heimkehr; Maria mußte mit ihr gehen. Als Maria vom Grabe ihres Vaters Abschied nahm, das sie wegen der schon auf morgen anberaumten Abreise vielleicht nie mehr sehen sollte, weinte sie heiße Thränen und konnte sich kaum davon trennen. Die Gräfin nahm sie zuletzt sanft beim

Arme und sagte: „Komm, liebe Marie, und nimm das Blumenkörbchen mit dir, so hast du doch wenigstens ein beständiges Andenken an deinen seligen Vater. Anstatt des Körbchens, womit deine kindliche Liebe sein Grab zierte, wollen wir ihm schon ein dauerhafteres Denkmal setzen lassen; du wirst gewiß Freude daran haben. Komm, auf dem Wege will ich dir erzählen, wie der Ring wieder zum Vorschein gekommen ist."

Endlich gingen sie Arm in Arm bei dem sanften Schimmer des Mondes dem alten Schlosse zu.

XV. Kapitel.

Der wiedergefundene Ring.

Indem so Gräfin Amalie mit Marien durch eine lange düstere Allee hoher, uralter Lindenbäume hin nach dem Schlosse wandelte, erzählte sie ihr die Geschichte vom Ringe; diese aber trug sich so zu:

Die gräfliche Familie hatte in diesem Jahre früher als sonst und zwar sogleich in den ersten angenehmen Märztagen die Residenz verlassen und in Eichburg Aufenthalt genommen, weil die Geschäfte des Grafen es nothwendig machten. Kurz nach ihrer Ankunft wurde das Wetter wieder schlecht und besonders eine Nacht hindurch stürmte und regnete es ganz entsetzlich. In der nämlichen Nacht hatte der Sturm einen sehr alten, großen Birnbaum im Schloßgarten so gebeugt, daß er umzustürzen drohte. Nun sollte er auf Befehl des Grafen gefällt werden und die ganze gräfliche Familie war zuschauend im Garten versammelt. Als der Baum mit Krachen niedergestürzt war, sprangen die beiden Söhnlein des Grafen sogleich auf ein Dohlennest zu, das sich auf dem Baume gefunden und schon lange ihre jugendliche Neugierde erregt hatte. Sie untersuchten es mit Aufmerksamkeit.

„Potz tausend," sagte August, „sieh nur, Bruder, was da zwischen den eng in einander geflochtenen Reisern so herrlich glänzt!" „Das funkelt ja wie lauter Gold und Edelsteine!" sagte Albert. Jettchen sah neugierig hin — und that einen Schrei. „O Jesu, der Ring!" rief sie und wurde todtenblaß. Die Knaben löseten den Ring aus den Zweigen heraus und brachten ihn mit Jubelgeschrei der Mutter. Tief erschüttert erkannte die Frau Gräfin den Ring, und so wohlthuend sie es empfand, daß er wieder gefunden und Mariens Unschuld an den Tag gekommen war, ebenso tief fühlte sie in ihrem Herzen den Stachel begangenen Unrechts und sehnte sich, es bald möglichst vergüten zu können. Der Graf aber war sehr betroffen und bestürzt, als er so unerwartet zur vollkommenen Gewißheit gelangte, daß eine Verurtheilung Schuldloser stattgefunden habe. Auch er gelobte, alles aus Unwissenheit und Irrthum den guten Leuten zugefügte Unrecht bestmöglichst vergüten zu wollen. Jettchen, das Stubenmädchen, stand blaß und zitternd da, wie eine arme Sünderin. „Du falsche, betrügerische Schlange," donnerte der aufs Höchste erzürnte Graf, „wie konntest du dich unterstehen, deine Herrschaft und das Gericht so zu belügen? Wie konntest du es übers Herz bringen, einen alten ehrlichen Mann und sein armes unschuldiges Kind in ein so großes Unglück zu stürzen?"

Er befahl, Jettchen sofort zu ergreifen, ihr die nämlichen Ketten anzulegen, welche Marie getragen, und sie in denselben Kerker zu werfen, worin Marie geschmachtet hatte. Sie wurde verurtheilt, die volle Zahl der Streiche zu bekommen, die Maria unschuldig erduldet hatte und Alles einzubüßen, was sie an Geld und Kleidern zusammengesparrt hatte, um damit vielleicht noch einmal die widerrechtlich Beraubten zu entschädigen. Zuletzt wurde sie von dem nämlichen

Gerichtsdiener, der Marien fortgeführt, über die Grenze gewiesen.

Auch der Amtmann, welcher, so hart er mit Marien verfuhr, dennoch ein sehr rechtlicher Mann und nicht herzlos war, fühlte sich auf die Nachricht von dem Vorfalle sehr ergriffen. „Mein halbes, ja mein ganzes Vermögen wollte ich darum geben," sagte er mit feierlicher Stimme, „daß mir der Fall nicht begegnet wäre. Denn schrecklich ist's, ein falsches Urtheil über die Unschuld zu fällen."

Da die Kinder des Grafen sich nicht erklären konnten, wie wohl der Ring in das Vogelnest auf den höchsten Gipfel des Baumes gekommen sei, belehrte sie der alte Jäger Anton, der seinen aus Eichburg wandernden Freund Jakob damals getröstet und mit einem Reisestabe und Geld versehen hatte, daß offenbar eine der Dohlen, jener schwarzen Vögel, die Alles lieben, was glänzt, und wo sie etwas dergleichen erwischen können, flugs in ihr Nest bringen, den Ring entwendet und dahin getragen habe. Freudenthränen standen dem guten Alten in den Augen, und dankend hob er die Hände zum Himmel, als er die Unschuld seines biedern Freundes Jakob und Mariens entdeckt sah. —

XVI. Kapitel.

Des Unrechts Vergütung.

In dem großen, nach dem Geschmacke des Alterthums prächtig ausgeschmückten Saale des fürstlichen Schlosses, hatte sich bereits der Graf, die Gräfin und die übrigen Herrschaften versammelt, welche ihr Beruf auf das Jagdschloß geführt hatte. Auch der würdige Pfarrer von Erlenbrunn war längst in dem Saale angelangt und hatte eben seine Erzählung von Jakob und Marie unter allgemeiner Rührung und

Theilnahme geendet: da trat die Gräfin Amalie, an der einen Hand Marien und in der andern das Blumenkörbchen in den hell erleuchteten Saal. Alle eilten ihnen entgegen; alle überhäuften Marien mit den freundlichsten Begrüßungen.

Der Graf nahm sie liebreich bei der Hand, bekannte Marien sein Unrecht und versicherte sie, Alles gut machen zu wollen. „Wir haben dich aus deiner väterlichen Wohnung vertrieben," sprach er; „aber sie soll von nun an dein Eigenthum sein. Sieh, das kleine, niedliche Haus zu Eichburg und den schönen Garten dabei, wovon dein Vater nur die Nutznießung hatte, schenke ich dir hiemit, und mein Secretär soll heute noch die Schenkungsakte aufsetzen und Amalie sie dir überreichen."

Die Gemahlin des Grafen, Amaliens Mutter, küßte Marien, schloß sie in ihre Arme, nannte sie ihre Tochter, und zog dann den funkelnden Ring, wegen dessen Marie so Vieles hatte leiden müssen, und den die Frau Gräfin kurz zuvor, ehe Marie hereinkam, angesteckt hatte, vom Finger und bat sie, den Edelstein nicht zu verschmähen als einen kleinen Ersatz für das ihr widerfahrene Unrecht und als ein Pfand ihrer wahrhaft mütterlichen Zuneigung gegen sie, und steckte den Ring an Mariens Finger.

Marie weinte die süßesten Thränen, wie sie kurz vorher die bittersten geweint hatte; sie war von so vieler Güte wie betäubt; sie unterlag beinahe darunter, wie unter einer schweren Last. Sie konnte nicht reden, hatte blos Thränen. Aber den Ring nahm sie von ihrer Hand und wollte ihn nicht annehmen. Der würdige Pfarrer, welcher ihre bescheidene Absicht bemerkte, sprach indessen: Ja, Marie, du mußt den Ring behalten. Den Herrn Grafen und die Frau Gräfin würdest du kränken, wenn du ihren Edelmuth durch Weigerung beschränken wolltest. Gott bedient

sich gerade der wohlthätigen Hände des Herrn Grafen und der Frau Gräfin, dir deine überstandenen Leiden zu vergüten. Nimm also die reiche Gabe mit Dank an — und da du im Unglücke dich so gottergeben, sanftmüthig und geduldig betrugest, so bleibt dir jetzt nichts mehr zu thun übrig, als dich nun auch im Glücke eben so dankbar gegen Gott, und eben so wohlwollend und bescheiden gegen die Menschen zu benehmen." — Marie steckte den Ring mit Dankesthränen an den Finger. Sie vermochte nicht ihren Dank auszudrücken.

Auf Befehl der Frau Gräfin ward nun die Abendmahlzeit aufgetragen, der Herr Pfarrer bei der Tafel zu bleiben gebeten und Marie mußte mitspeisen. Es ward ihr der Platz zwischen der Frau Gräfin und der Gräfin Amalie angewiesen. Da Marie mit jungfräulicher Schüchternheit sich weigerte, diese Ehrenstelle einzunehmen, nahm die Frau Gräfin dieselbe liebevoll bei der Hand und führte sie an den ihr bestimmten Platz. Während des Speisens war beinahe von nichts Anderm, als von Mariens Geschichte die Rede. Der Graf hatte den alten, redlichen Jäger Anton, als einen forstverständigen Mann, mitgebracht, um ihm in seinen Geschäften an die Hand zu gehen. Mehr aus Neigung, als auf Befehl, half der treue Diener allemal seine Herrschaft bei der Tafel bedienen. Diesen Abend stand er aber fast immer hinter Mariens Sessel, und wischte sich eine Thräne nach der andern aus den Augen. Sein Alter hatte ihm eine Art von Recht erworben, hie und da ein Wörtchen mitzusprechen. „Nicht wahr, Jungfer Marie," sprach er einmal, „es traf doch ein, was ich Ihr und Ihrem Vater dort am Gränzsteine im Walde sagte: Ehrlich währt am längsten; und: Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Ach, daß doch Ihr Vater, mein alter, ehrlicher Jugendfreund diese Freude erlebt

hätte! Aber gewiß ward ihm längst ein besserer Lohn, als alles Glück der Erde zu bieten vermag, droben im Himmel!"

XVII. Kapitel.
Der Tannenhof.

Am folgenden Tage mit Aufgang der Sonne war Alles im Schlosse reisefertig, und gleich nach dem Frühstücke begann die Fahrt; Marie aber, von Gräfin Amalie mit einem neuen, sehr schönen Kleide beschenkt, das ihr die Tochter eines der fremden Herrn überlassen hatte, welcher der Forstgeschäfte halber mit dem Grafen auf dem Schlosse zusammengetroffen waren, mußte sich neben Amalien und deren Eltern in den Wagen setzen. Der Graf befahl, über den Tannenhof zu fahren, weil er die guten alten Leute, die Marien und ihren Vater so gütig aufgenommen hatten, kennen lernen wollte. Unterwegs erkundigte er sich nach ihnen, und Marie verhehlte es nicht, daß die Lage derselben sehr traurig sei, und daß sie für ihre alten Tage wenig gute Stunden mehr hoffen könnten.

Die Ankunft der Kutsche machte auf dem Tannenhofe kein geringes Aufsehen; denn seit der Hof stand, war vielleicht keine Kutsche, am allerwenigsten aber eine so prächtige dahin gekommen. Die junge Bäuerin kam; als die Kutsche vor der Hausthür hielt, eilends aus dem Hause gesprungen. „Ich muß doch," sagte sie, „dem vornehmen fremden Herrn nebst Frau Gemahlin und zwei Fräulein Töchtern aussteigen helfen." Als sie aber dem vermeinten gnädigen Fräulein die Hand bot, erkannte sie in ihr plötzlich — Marien. „Was Henkers soll dies sein?" rief sie in ihrer rohen Art sich auszudrücken; sie ließ, als hätte sie eine Schlange angefaßt, Mariens Hand augenblicklich los, fuhr zehn Schritte weit zurück und wurde bald bleich, bald roth.

Der alte Bauer und die alte Bäuerin, die von Marien zugleich im kleinen Stübchen aufgesucht worden waren, hatten an Mariens Glück den herzlichsten Antheil; sie standen beschämt und weinten Freudenthränen. Auf den Grafen aber machte die böse Schwiegertochter mit ihren höhnischen verzehrten Mienen einen sehr üblen Eindruck, und bald war sein Entschluß gefaßt, bis einst Marie ihre eigene Wirthschaft führen würde, den beiden guten Leuten das kleine Gütchen zu Eichburg, Mariens jetziges Eigenthum, zu überlassen, in der Ueberzeugung, daß Marie kein Pachtgeld von ihnen nehmen werde. Dort sollten sie in der artigen Wohnung Ruhe und Frieden für ihre alten Tage finden.

Es bedurfte bei den Alten keines langen Zuredens; sie waren über den Antrag so froh, als hätte man ihnen die Erlösung aus der Hölle angekündigt. Auch der junge Bauer bedachte sich nicht lange, so hart es ihm auch fiel, seine Eltern fortziehen zu lassen. Es war bisher sein größtes Leiden, daß sie von ihrer eigenen Schwiegertochter so geplagt wurden, und es gewährte ihm einen großen Trost, daß es ihnen nun besser gehen werde. Die junge Bäuerin fand natürlich das Glück unerhört, die alten Schwiegereltern so wohlfeil aus dem Hause zu bringen.

Noch im Herbste wurden die alten Bauersleute vom Tannenhofe, wie der Graf versprochen hatte, in einer Kutsche nach Eichburg abgeholt, wo sie zufrieden und vergnügt ein hohes Alter erreichten.

XVIII. Kapitel.

Folgen der Sünde.

Die gräfliche Familie hatte Marien mit in die Residenzstadt genommen. Eines Morgens kam ein alter Geistlicher mit eisgrauen Haaren in den gräf-

lichen Hof, ließ sich zu Marien führen, und sagte ihr, daß er einen Auftrag an sie habe. Eine sehr kranke Person, die ihrem Tode nahe sei, wünsche vor ihrem Hinscheiden sie noch zu sprechen, und glaube sonst nicht ruhig sterben zu können; wer sie eigentlich sei, wollte sie Marien selbst entdecken. Marie war über diesen Antrag sehr befremdet; sie fragte die Frau Gräfin um Rath, was sie thun sollte. Die Gräfin kannte den Geistlichen als einen frommen und verständigen Mann, und hieß sie gehen. Auf Verlangen des Geistlichen ging der alte Anton mit.

Sie waren schon weit gegangen und bis in den abgelegensten Theil der Vorstadt gekommen. Endlich standen sie in einer engen Seitengasse an einem Hause von sehr düsterem Aussehen. Hier stiegen sie fünf Treppen hinan, von denen die zwei letzten so dunkel, schmal und baufällig waren, daß es Marien ganz bange wurde. Nun öffnete der Geistliche eine alte Thüre, die blos aus rohen Brettern zusammengenagelt war. Marie trat in ein Dachstübchen, das nicht armseliger hätte sein können. Das trübe kleine Fenster war häufig mit Papier beklebt; eine elende Bettstatt, ein noch elenderes Bett, wenn es je ein Bett zu nennen war, und ein zerbrochener Stuhl darneben, auf dem ein steinerner Wasserkrug ohne Deckel und Handhabe stand, machten die ganze Einrichtung aus. Aber die Kranke im Bette war erst recht ein Gegenstand des Entsetzens. Marie glaubte ein Todtengerippe zu sehen, das sich bewegte, mit röchelnder Stimme zu reden anfing und ihr die dürre Hand entgegen streckte. Das fürchterlichste Gemälde von Gott bestrafter Ausschweifungen! —

Marie zitterte an allen Gliedern. Mit Mühe verstand sie endlich aus den hohlen, mit vieler Anstrengung hervorgebrachten Worten so viel, diese entsetzliche Gestalt sei — Jettchen, jenes Mädchen, das

ehemals im Schlosse zu Eichburg gedient und damals schöner geblüht hatte, als eine Rose. Die Unglückliche hatte von dem Geistlichen vernommen, Marie sei mit der Herrschaft wirklich in der Stadt und hatte sie rufen lassen, um sie wegen der Geschichte mit dem Ringe um Verzeihung zu bitten. Ihren Namen wollte sie vorher nicht nennen lassen, weil sie fürchtete, Marie möchte sonst aus Haß nicht kommen.

Die gutherzige Marie brach in einen Stromm von Thränen aus und erschöpfte sich in Versicherungen, daß Alles, Alles längst verziehen sei und daß sie nichts fühle, als das innigste, schmerzlichste Mitleid. „Ja," erwiederte Jettchen, „Sie waren stets edel und gut, und ich konnte Ihnen so unaussprechliches Herzeleid verursachen, Sie um Ehre und Lebensglück bringen! Aber das ist die abscheuliche Eigenschaft des bösen Neides." — „Ach", rief sie, „und meine Putzliebe, meine Eitelkeit und Vergnügungssucht waren die Ursache all' meines Elends, und daß ich rettungslos dem Tod und Verderben verfallen bin. — Wenn nur in der andern Welt nicht ein noch größerer Jammer auf mich wartet! Doch da Sie, edle Marie, die ich so sehr, so entsetzlich beleidigte, mir verziehen haben, so hoffe ich, Gott werde mir auch verzeihen!"

Marie ging sehr bestürzt nach Hause. Nie hatte sie ihrem rechtschaffenen, unvergeßlichen Vater so innig für seine frommen Lehren und nützlichen Ermahnungen gedankt, als in diesem Augenblicke und gelobte Gott in ihrem Herzen auf's Neue heilig, stets rein und untadelhaft zu leben.

Auf Mariens Bitten schickte die Gräfin dem unglücklichen Jettchen einen Arzt, Speisen und Leinwand und was sie sonst nöthig hatte. Doch hatte die Unheilbare noch viele Schmerzen zu erdulden, bis der Tod erbarmungsvoll sie im dreiundzwanzigsten Jahre ihres Alters von ihrem selbstverschuldeten Elende befreite.

XIX. Kapitel.

Der Tugenden Vergeltung.

Mit welchen Gefühlen Marie zum ersten Male ihren Heimathsort Eichburg wiedersah, läßt sich kaum beschreiben. Als sie das Haus, die Wohnstube und den Garten betrat, wo sie ihre Kinderjahre verlebt hatte, stand das Bild ihres geliebten Vaters und die ganze Vergangenheit so lebendig vor ihr, als ob sie erst gestern davon Abschied genommen hätte. Jeden Baum, den ihr Vater gepflanzt hatte, begrüßte sie mit wehmüthiger Erinnerung, wie einen alten Bekannten.

Mit jedem Frühlinge war es ihr vergönnt, die Stätte ihrer glücklichsten und ach! auch der schmerzlichsten Erlebnisse zu besuchen. Doch traten mit jedem Jahre vor den frohen Tagen, welche sie an Amaliens Seite zu Eichburg genoß, die trüben Bilder der Vergangenheit mehr in den Hintergrund.

Einige Jahre nach Mariens Wiedereinführung zu Eichburg saß sie an einem schönen Frühlingsmorgen mit Amalie am Arbeitstischchen und Beide waren sehr beschäftigt, ein Kleid zu machen. Da trat ganz unvermuthet der Herr Amtmann — und zwar im scharlachrothen Festkleide und mit frischgepuderter Perücke — sehr feierlich in's Zimmer. Der Amtmann bezeigte erst Amalien seinen Respekt und sagte dann, habe Jungfer Marien etwas Wichtiges zu eröffnen. Sein Sohn Friedrich, erklärte er gewandt, der ihm durch die Gnade Seiner Excellenz, des Herrn Grafen, in dem Amte adjungirt und sein bestimmter Nachfolger sei, habe ihm gestern mitgetheilt, daß er wegen ihres edlen Herzens und ihrer vortrefflichen Eigenschaften eine Neigung zu Jungfer Marien habe und sich glücklich schätzen würde, sie zu ehelichen. Als ein guter Sohn habe er ihr von seiner Neigung und Absicht nichts sagen wollen, bis er sich zuvor der väter-

lichen Einwilligung versichert hätte. Diese Einwilligung habe der Vater mit Freuden gegeben und es übernommen, als Vater den Brautwerber für den geliebten Sohn zu machen und um Mariens Hand zu bitten.

Marie war über den Antrag sehr betroffen. Sie wußte nicht sogleich, was sie sagen sollte, und wurde ein über das andere Mal glühend roth. Allerdings hatte der Sohn des Amtmanns, ein kenntnißreicher und gebildeter junger Mann von sehr einnehmendem Aeußern und vortrefflichem Herzen ihr immer eine ganz besondere Hochachtung und Aufmerksamkeit erwiesen. Sie ahnete auch wohl, daß er eine Neigung zu ihr habe; es war ihr auch der Gedanke zu Sinn gekommen, daß sie mit ihm sehr glücklich sein würde. Allein sie war zu bescheiden und glaubte ihre Wünsche nicht so hoch erheben zu dürfen. Sie war deßhalb sehr auf der Hut, in ihrem Herzen eine Neigung aufkeimen zu lassen, die sie nur unruhig machte und sie vermied von dieser Zeit an sehr sorgfältig, mit Friedrich im herrschaftlichen Garten zusammen zu treffen. Obgleich nun der Antrag, der ihr jetzt gemacht wurde, ihren geheimsten Wünschen gemäß war, so konnte sie doch unmöglich sich sogleich erklären. Sie stammelte mit jungfräulicher Sittsamkeit und mit erröthenden Wangen, daß sie durch den ehrenvollen Antrag überrascht sei, daß sie um Bedenkzeit bitte — daß sie mit dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin zuvor noch sprechen müsse.

Der Amtmann war damit zufrieden; denn er zweifelte gar nicht, daß diese Verbindung gebilliget werde. Er ging sogleich zum Grafen; er und seine Gemahlin halten eine hohe Freude.

Sogleich wurden Anstalten zur Hochzeit gemacht. Die Frau Gräfin war besonders thätig, die Feier möglichst zu heben und besorgte den Brautputz.

Der Pfarrer von Erlenbrunn sollte mit Erlaubniß des Pfarrers von Eichburg Mariens eheliche Verbindung segnen, ohne daß diese vorher in Kenntniß gesetzt ward. Der Hochzeittag war einer der feierlichsten Tage, die man in Eichburg je erlebt hatte. Die ganze gräfliche Familie begab sich zur bestimmten Stunde in die Kirche, wo sich bereits aus der ganzen Grafschaft Eichburg eine unzählige Menge Menschen eingefunden hatte. Amalia begleitete, jungfräulich bekränzt, ihre Freundin zur Kirche, und gewann dadurch, statt von ihrem Ansehen zu verlieren, bei allem Volke an Liebe und Hochachtung.

Marie stand in ihrem Kranze von weißen und rothen Rosen, und in einem veilchenblauen Kleide, mit einem Angesichte, das lieblicher als alle Rosen blühte, und mit bescheiden niedergeschlagenen Augen, schön wie ein Engel neben dem wohlgebildeten Bräutigam von hoher, edler Gestalt, am Altare. Der verhängnißvolle kostbare Ring, an den sich Mariens Schicksal knüpfte, wurde ihr Brautring. Der würdige Pfarrer von Erlenbrunn hielt, ehe er die Trauung vornahm, eine sehr schöne Anrede an das versammelte Volk, in welcher er die denkwürdige Geschichte der Braut und ihres verklärten Vaters darstellte, Gottes heilige Vorsehung pries und die Anwesenden zur Tugend ermahnte, die, wenn auch nicht immer sogleich, doch ihre gewisse Belohnung finde.

Das Hochzeitmahl, das in dem großen Saale des gräflichen Schlosses gegeben wurde, war sehr prächtig. Anstatt des silbernen Aufsatzes aber, der sonst die Mitte der Tafel einnahm, erblickte man zur allgemeinen Freude der Gäste — das Blumenkörbchen. Amalie hatte es heimlich mit den schönsten Blumen gefüllt und dahin stellen lassen.

„Dieses Blumenkörbchen,“ sagte der Herr Pfarrer von Erlenbrunn, „steht als ein ganz besonderer Be-

weis der göttlichen Vorsehung hier auf der Tafel; denn Gott bediente sich ja desselben, die Schicksale der Braut wunderbar zu lenken und uns Allen das heutige Freudenfest zu bereiten. Er, dessen Freundlichkeit wir mit Recht im Purpur der Rose, im Silberglanze der Lilie und im Blau des Veilchens bewundern, offenbart sich uns noch liebreicher in den Schicksalen unseres Lebens, indem er sich oft eines geringfügigen Dinges bedient, uns vor Leiden zu bewahren, vor dem Bösen zu warnen; indem er oft den unbedeutendsten Umstand den Anfang einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheiten werden läßt, die verschiedensten scheinbaren Zufälle zu Einem Ziele lenkt, so daß jedes Menschenleben, wenn wir es, — was wohl erst jenseits vollkommen geschehen wird, — mit Einem Blicke übersehen, als ein schön geordnetes Ganzes, als ein Wunder seiner Allmacht, Weisheit und Güte erscheinen wird. — Ich denke, die fromme Braut werde das Körbchen als ein Familienstück aufbewahren, und es nie anders als mit dem innigsten Dankgefühle gegen Gott betrachten. Mögen noch viele frohe Familienfeste Ihr Gelegenheit geben, es mit Blumen zu füllen; ja, möge das Körbchen mit Blumen gefüllt, heute über fünfzig Jahre zum zweiten Male Ihre hochzeitliche Tafel zieren!" —

XX. Kapitel.

Vater Jakobs Denkmal.

Für Marien, die nun glückliche Gattin eines geliebten Mannes, war es eine der heiligsten Angelegenheiten, mit ihrem Gemahl das Grab des Vaters heimzusuchen, auf welchem sie, als sie hinkam, bereits ein schönes Denkmal errichtet fand. Es war sehr einfach und geschmackvoll aus weißem Marmor gearbeitet und mit einer goldenen Inschrift geziert. Die

Inschrift enthielt außer dem Namen, dem Stande, dem Alter des edlen Gärtners und Korbmachers, blos die Worte Jesu, die allerdings verdienten, mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, ob er gleich gestorben wäre.“ Unter diesen Worten war das Blumenkörbchen, durch das Gott Marien am Grabe ihres Vaters aus ihrem großen Leiden errettet hatte, sehr kunstreich in erhabener Arbeit abgebildet. Amalie hatte eine gelungene Zeichnung des mit den schönsten Blumen gefüllten Körbchens dem Künstler mitgetheilt. Oben auf dem Denkmale erhob sich ein einfaches vergoldetes Kreuz.

Das Denkmal, von dem dunklen Schatten der Tannen gehoben, nahm sich ungemein schön aus. Als Marie es zum ersten Male sah, blühte gerade der Rosenstock auf dem Grabe, wie damals, als sie noch fast täglich dasselbe pflegte. Wie jedes gute Kind, in dessen Herzen der Schmerz um die dahingeschiedenen Eltern immer neu und gegenwärtig ist, vergoß auch Marie die nie versiegenden Thränen des Dankes und der Liebe und betete still, auf ihre Kniee gesunken, während der Gatte ihr andächtig zur Seite stand. Ehe sie aber von der geheiligten Stätte schieden, erneuerten Beide den feierlichen Schwur, den sie an Gottes heiligem Altare bei ihrer Vermählung in die Hand des Priesters abgelegt, und flehten: „Vater im Himmel, o gib, daß wir stets alle Versuchungen des Bösen standhaft vermeiden, und immer ein frommes und tugendhaftes Leben führen mögen, damit wir einst auch so sanft sterben und noch im Grabe geehrt werden, wie unser seliger Vater.“ — „Amen!“ ertönte hinter ihnen die Stimme des Pfarrers, welcher gekommen war, seine Gäste zum einfachen Abendimbiß zu rufen.